

H. H. W.

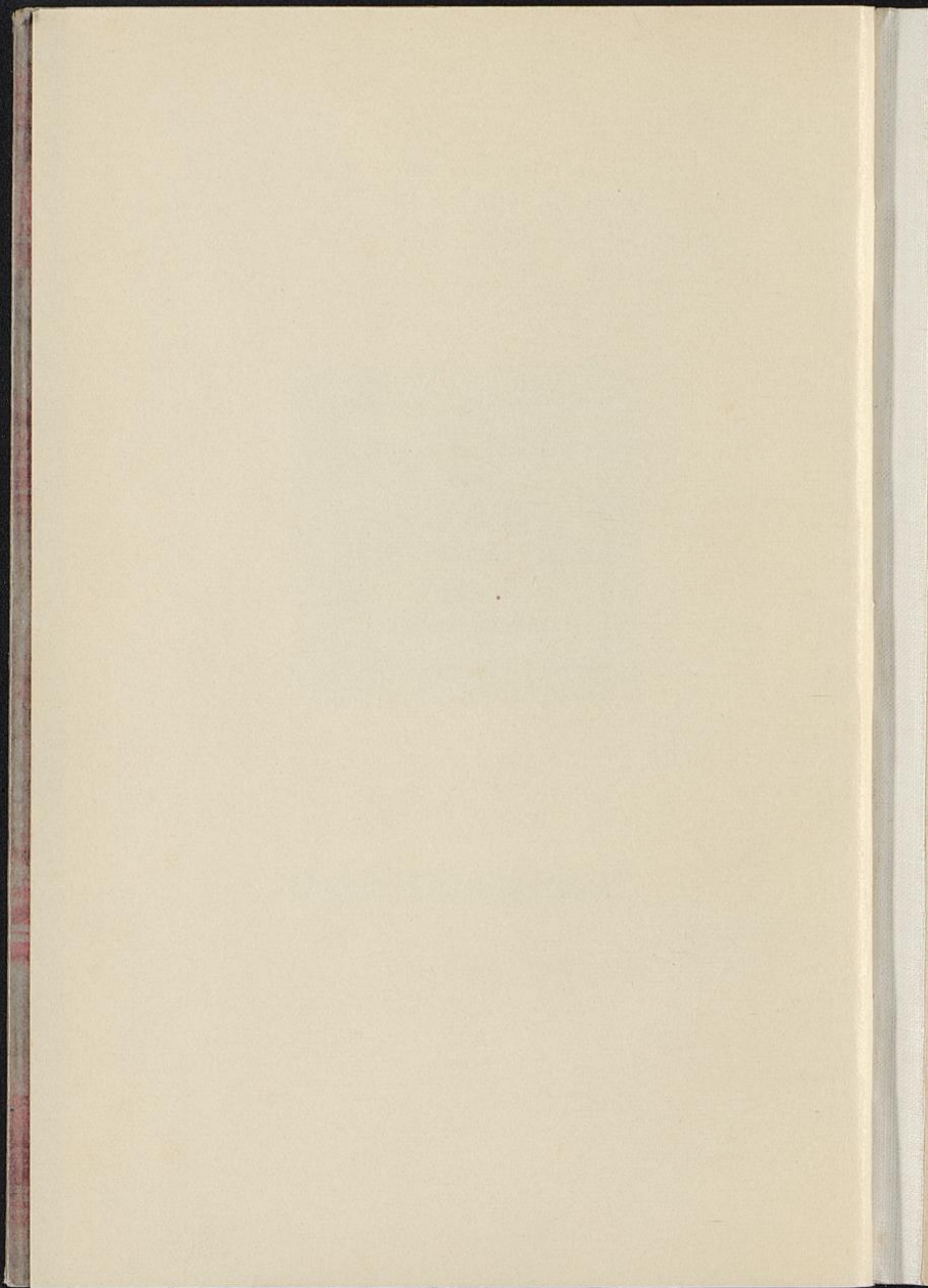
1488²



Aus dem Nachlaß
von
Peter Göring
† 27. August 1927.
Geschenk
seiner Kinder

UuLB Düsseldorf

+4163 241 01



859

DIE
EBERNBURG.

Geschichte des edlen Geschlechtes derer von
Sickingen im Anschluss an die Geschichte
der Ebernburg.

Von

W. Schneegans.

— — — — —
Kreuznach,

Reinhard  Schmithals,

Königl. Hofbuchhändler.

[1878]

DIE

H. H. W. 1488

EPPERBURG ^{2te}

Geschichte des alten Geschlechts herer von
Stücken im Anschluss an die Geschichte
der Epperburg

7

W. Schneegans



Königsch.

Reinhold Schmittels

König. Hofbuchh.

36-g. 3046

Die Ebernburg lag in dem sich zwischen Nahe und Alsenz erstreckenden gräflich veldenzischen Gebiete. Deshalb glaubt Lehmann*), es sei ausser allem Zweifel, dass die Grafen von Veldenz dieselbe zum Schutz dieses östlichen Endpunktes ihrer ausgedehnten Herrschaft erbaut haben. Diese Annahme ist einleuchtend, wenn nicht der Ursprung der Burg noch weiter zurück verlegt werden muss. Die Grafen von Veldenz waren von den Nahegaugrafen ausgegangen; die Ebernburg konnte, wie die Altenbaumburg, damals schon bestanden haben. Ihre Lage ist sehr günstig, der vorspringende Bergkegel war leicht zu befestigen und der Name deutet auf ein hohes Alter.

Wie bei mehreren andern Ortsnamen, in welchen das Wort „Eber“ vorkommt, z. B. Eberstein, Eberbach, so auch in dem Namen Ebernburg scheint ein Anklang an die altdeutsche Götterlehre zu liegen. In dieser spielt, wie bekannt,

*) Urkundliche Gesch. der pfälzischen Burgen B. IV. p. 300.

der Eber eine wichtige Rolle. Der goldborstige Eber ist Gegenstand der nächtlichen Jagd; nach einer andern Sage wird er in Odin's Saal den Helden, nachdem sie gekämpft, als Speise vorgesetzt, steht aber am folgenden Morgen jedes Mal wieder auf. Nach beiden Sagen, welche dem Inhalt nach innig mit einander zusammenhängen, erscheint der goldborstige Eber als Sinnbild der Sonne; „*Ebernborg*“ würde demnach so viel bedeuten als „*Sonnenburg*“. — Zu dieser Vermuthung berechtigen uns die beiden Legenden, welche über die Entstehung des Namens der Ebernborg überliefert sind. Nach der einen wird ein Eber *gejagt* und *erlegt*. Rauhgraf Ruprecht auf Ebernborg, so wird erzählt, warb um die Hand der schönen Burgfräulein von Montfort. Diese wies ihn kalt zurück, begünstigte dagegen die Bewerbung seines Nachbars, des Rheingrafen, gegen den nun Ruprecht tödtliche Feindschaft hegte. Eines Tages jagte dieser in den Forsten des Alsenzthales einen Eber. Alle seine Geschosse waren verbraucht, als das durch seine Wunden gereizte Thier sich grimmig gegen den Jäger wandte, der ohne Wehr dem wüthenden Ungethüm gegenüberstand und rettungslos verloren schien. Doch plötzlich fiel der Eber, von einem gewaltigen Streich tödtlich getroffen, und lag röchelnd in seinem Blute. Es war der Rheingraf, der im Augenblick grösster Gefahr erschien und diesen Streich mit wuchtigem Schwert geführt hatte; dann sagte er zu seinem grollenden Nebenbuhler: „So vergelte ich dem Feinde“, und bot ihm die Hand, welche dieser nicht zurückwies. Die Versöhnung wurde nun gefeiert, und Ruprecht liess zum Andenken an dies Ereigniss einen Eber in Stein aus-hauen und über dem Thor seiner Burg aufstellen, die davon den Namen Ebernborg trägt. — Nach der andern Sage war einst die Burg von einem übermächtigen Feinde so lange belagert, dass der Besatzung die Mundvorräthe ausgingen, und die Uebergabe bald hätte erfolgen müssen. Nur *ein* Eber war noch übrig. Den liess der Burgherr auf die Terrasse schleppen

und dort scheinbar schlachten, dann *stand das Thier wieder auf, um am folgenden Morgen von Neuem geschlachtet zu werden.* Der Feind, der das Schreien und Röcheln des Ebers hörte, glaubte, die Besatzung da oben sei noch reichlich mit Vorrath versehen, hob endlich müde gemacht die Belagerung auf und zog ab. Zum Andenken an diese Rettung liess der Burgherr über dem Thor und am Eingang des Ortes einen Eber in Stein meisseln. Burg und Dorf hiessen fortan Eberburg. — Jede dieser Erzählungen enthält ein Moment aus der altdeutschen Göttersage vom himmlischen Eber; die Entstehung beider Sagen dürfte demnach in die Zeit zurückfallen, als unter dem Volke noch dunkle Nachklänge der alten Götterlehre fortlebten. Darin würde zugleich eine Unterstützung liegen für die Voraussetzung, dass die erste Befestigung des so günstig gelegenen Bergkegels uralt war.

Die erste urkundliche Erwähnung der Eberburg findet sich bei Gelegenheit der Leiningen'schen Theilung vom J. 1237. Vermuthlich durch Erbschaft, als Ausstattung einer Tochter, war die Burg den Grafen von Leiningen zugefallen. Dieselbe ist aber hernach auf irgend eine Weise an die Rauhgrafen übertragen worden; im Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir sie im Besitz des Rauhgrafen Heinrich des Aeltern zu Altenbaumburg. Dieser war mit Katharina, der Wittwe des Grafen Diether von Katzenelnbogen, vermählt und hatte 1325 letztwillig dahin verfügt, dass ausser andern rauhgräflichen Besitzungen auch die Hälfte der Eberburg mit Zubehörungen seinem Eidam, Philipp von Sponheim-Bolanden, der Heinrichs Stieftochter, Lyse von Katzenelnbogen, zum Weibe hatte, zufallen sollte. Dies Vermächtniss fand nach dem Tode des Rauhgrafen (1330) von Seiten der übrigen Erben Widerspruch und führte zu einer hitzigen Fehde, in welcher unsere Feste sehr beschädigt wurde*). Nicht lange hernach ist vom

*) Lehmann a. a. O. p. 301.

Neubau derselben die Rede. Die Hälfte der Burg war durch die Leiningen'sche Gräfin Adelheid, Gattin Johann's des Lahmen, an Sponheim übergegangen. Die andere Hälfte scheint Adelheids Schwester, Kunigunde, welche an einen Herrn von Blankenberg (Blamont) vermählt war, erhalten zu haben. Nach dieser Voraussetzung erklärt sich der wunderliche Vertrag, welchen der Sohn jenes Heinrich, der Rauhgraf Ruprecht, mit seinem Oheim, dem Grafen Johann von Sponheim-Kreuznach, im J. 1338 errichtete, und worin es heisst: „wenn er das Fräulein Blamont geehelicht und dem genannten Oheim 4000 schwarzer Turnose erlegt hätte, so sollten dann beide aus dem Dorfe Ebernburg eine Stadt machen, sie erbauen, ihr Freiheiten ertheilen und darin ein festes Haus anlegen, sowie auch *auf dem dabei befindlichen Berge eine neue Burg* errichten und das Alles gemeinsam inhaben und besitzen“ *).

Diese weitgehenden Pläne kamen nicht zur Ausführung. Statt der Gemeinschaft, die in Aussicht gestellt war, entspann sich bald zwischen beiden gräflichen Häusern ein heftiger Strauss, der im J. 1347 dahin geschlichtet wurde, dass der Rauhgraf Ruprecht gegen Empfang von 2800 Pfund Heller dem Grafen Walrab von Sponheim die Burg, das Dorf und den Hof Ebernburg als Eigenthum abtrat. Die Dörfer Wilde und Byngarten waren ausgeschlossen, mussten aber im J. 1381 in Folge einer unglücklichen Fehde, in welcher Rauhgraf Heinrich, der Sohn Ruprechts, gefangen genommen wurde, an den Grafen Simon III. von Sponheim-Kreuznach abgetreten werden unter Erneuerung der früheren Briefe. Diese Abtretung wurde in feierlicher Weise vorerst zu Feil für dies Dorf, dann an demselben Tage auch für die Feste Ebernburg vor dem anwesenden Schultheis und Gericht im Thale (Dorfe) daselbst vollzogen und zwar unter folgender Form: „da nam

*) Lehmann a. a. O. p. 302.

Jungherr Heinr. Rugraffe eynen Halme In syne Hant vnd gab den Halme dem Schultheißen vnd sprache, Ich geben hie off, mynen Hern graffe Simon von Sponheim vnd sinen erben Ebrnburg mit gerähte p. p. vnd entherben mich da mitde vnd erben da mit den obgen. Hern vnd sine erben“. Später hat der Schenk Johannes zu Erbach, der die Rauhgräfin Schonetta geheirathet hatte, im Namen seiner Gemahlin und deren Schwester Margaretha Ansprüche auf die Herrschaft Ebrnburg gemacht, aber im J. 1394 vermittelt gütlichen Vergleichs davon Abstand genommen. So war Ebrnburg „Burg und Thal“ in den alleinigen Besitz der vordern Grafschaft Sponheim übergegangen und von da ab in den Kreuznacher Burgfrieden eingeschlossen.

Die einzige Tochter und Erbin des oben genannten Simon von Sponheim-Kreuznach, Elisabeth, war mit Ruprecht, genannt Pipan, dem ältesten Sohn des Kurfürsten und nachherigen Königs Ruprecht, vermählt, wurde aber schon frühe und ehe noch Leibeserben vorhanden waren, ihres Gatten beraubt, der im Krieg gegen die Ungarn fiel. Die verwittwete Elisabeth setzte dann in ihrem Testamente 1416 zwar ihren Vetter Johann V. von Sponheim-Starkenburg zum Universalerben ein, vermachte aber zugleich aus besonderer Liebe und Anhänglichkeit an das hohe Kurhaus ihrem Schwager, dem Kurfürsten Ludwig IV., ein Fünftheil der vordern Grafschaft Sponheim und somit auch der Ebrnburg; wenige Jahre darauf (1422) erkaufte dieser für 20,000 Goldgulden von Johann V. ein weiteres Fünftheil an der vorderen Grafschaft Sponheim und somit auch an unserer Feste. Von Seiten des Pfälzer Kurfürsten wurde 1425 in seinem Theil an Feste und Thal Ebrnburg Friedrich von Montfort als Amtmann eingesetzt.

Graf Johann V. von Sponheim, der letzte Sprössling seines Geschlechts, hatte grosse Schulden. Der Krieg gegen die Hussiten, an dem er sich betheiligte, hatte ihn viel gekostet und er verlaborirte bedeutende Summen in alchymistischen

Experimenten. Da er auch dem Hanns Winterbecher 1200 Gulden schuldete, so verpfändete er ihm dafür 1430 das Schloss Ebernburg mit allen Renten und Zubehörungen auf so lange, bis jene Summe wieder zurück bezahlt wäre, was sicher geschehen sollte, sobald im Laboratorium zu Trarbach das Gold angefangen hätte zu fließen, ein erschnittes Ziel, dessen Erreichung der Graf jedoch nicht erlebte.

Nach dem Tode Johann's V. (1437) fiel seine Nachlassenschaft an den Markgrafen Jakob von Baden und den Grafen Friedrich von Veldenz, und wenige Jahre später vererbte sich des letztern Antheil an Pfalz-Simmern. Bei der im J. 1440 in Kreuznach vorgenommenen Auseinandersetzung wurde auch das Dorf Norheim zur Herrschaft Ebernburg geschlagen, bei welcher es von da ab auch verblieb. Unsere Feste mit Zubehörungen hatte also nunmehr drei Herren, nämlich ausser dem damaligen *Kurfürsten Ludwig V. den badischen Markgrafen Jacob* und den *Pfalzgrafen Friedrich von Simmern*, welche drei Herrn dann auch im J. 1445 den Frieden zu Ebernburg gelobten und den Bewohnern des Thals ihre alten Freiheiten und guten Gewohnheiten bestätigten.

Unterdessen war die Schuld von 1200 Gulden, für welche Ebernburg dem Hanns Winterbecher amtlich eingeräumt war, an Diether Knebel von Katzenelnbogen vererbt worden. Von diesem ging sie an *Reinhard von Sickingen* über, und da diesem edlen Manne die beiden Grafen Friedrich von Simmern und Jakob von Baden besonders wohlwollten, so vergönnten sie ihm 1448 von dem genannten Diether Knebel mit jener Schuld die darauf bezüglichen Amtsbrieve einzulösen und die Feste mit deren Zubehörungen so zu geniessen und inzuhaben, als ob in den Verschreibungen „sin Name an Winterbechers stat stunde geschrieben“ *).

*) Lehmann a. a. O. p. 307.

In dieser Uebertragung sehen wir die Anfänge des Uebergangs der Feste und Herrschaft Ebernburg mit Feil, Bingert und Norheim in den Besitz derer von Sickingen. Zwar hat Kurfürst Friedrich I., als er nach dem bei Seckenheim über den Markgrafen erfochtenen Sieg auch das Badische Antheil pfandweise an sich gebracht hatte, die Burg gelöst und verordnet, dass sie jederzeit bei Kurpfalz verbleiben solle; allein sein Nachfolger, Kurfürst Philipp, störte sich nicht an diese Verordnung. *Schwicker* oder *Schweikard von Sickingen*, der Sohn Reinhards, war des Kurfürsten Vaut oder Amtmann zu Kreuznach und Grosshofmeister, und da er am Hofe zu Heidelberg in hohem Ansehen stand, gelang es ihm leicht, dass sein gnädiger Herr, der Kurfürst, in Uebereinstimmung mit dem Pfalzgrafen Johannes von Simmern, ihm 1482 die Herrschaft Ebernburg*) mit allen Zubehörungen von neuem als Lehn übertrug und zwar erblich, *für ihn* und *seine Nachkommen, männlichen oder weiblichen Geschlechts*, jedoch vorbehaltlich der Oeffnung in Kriegszeiten und der Wiedereinlösung mit 24,300 Gulden, welche der Kurfürst dem v. Sickingen schuldig geworden. Indessen scheint der Kurfürst sich doch auch noch einige besondere und einträgliche Arten der Jurisdiction vorbehalten zu haben, wie das unter Anderem aus folgender Begebenheit hervorgeht. Im J. 1495 hatten sich nämlich hier zu Münster a. St. 41 Juden zusammengefunden, um eine heitere Hochzeit zu feiern. In einem gewissen Uebermuthe hatten sie das pfälzische Gebiet überschritten oder überfahren, ohne die vorgeschriebene Steuer zu bezahlen, d. h. sie hatten das Geleite gebrochen. Für solchen unerhörten „freuel und miss-

*) Die jährlichen Gefälle und Einkünfte derselben betragen in jener Zeit: an Geld 167 Pfund und 15 Schillinge Heller, 54 Malter Korn und 44 Malter Hafer, 54 $\frac{3}{4}$ Kapaunen und 79 Hühner, dann noch von der Fähre über die Nahe bei Ebernburg 5 Simmer Salz und wegen des Rodengrabens zu Halgarten 1000 Stück Eier.

hendel“ hat sie der Kurfürst mitten in der frohen Festlichkeit aufgreifen, zu Eberburg einkerkern lassen und nicht weniger als 4000 Gulden Strafe von ihnen verlangt. Die Beklagenswerthen liessen wegen des hohen Strafsatzes durch ihre Angehörigen mit den kurpfälzischen Beamten unterhandeln. Darauf wurde jene Summe mit Ausnahme der Zehrung und der Kosten, die besonders vergütet werden sollten, auf 2100 Gulden herabgesetzt, die jedoch vor der Entlassung aus dem Gefängniss erlegt werden mussten. Auch so war das Vergnügen theuer bezahlt.

Die Burg Eberburg, welche nacheinander in verschiedenen Händen war und mehrere Herrn gehabt hatte, war baulich sehr vernachlässigt und in Verfall gerathen. Unter dem neuen Inhaber, *Schweikard von Sickingen*, sollte das nun anders werden. Der treffliche Mann wollte hier sich und seinen Nachkommen eine feste Stätte gründen und gedachte daher die Burg umzubauen und zu erweitern. Zur Ausführung seines Planes wurde ihm das Bauholz aus dem Soonwald zugestanden und ausserdem gestattet, die Steine vom verfallenen Bau in Altenbaumburg dazu verwenden zu dürfen. Nun wurde fleissig an der Burg gebaut. Herr Schweikard liess auch eine Kapelle in derselben aufführen und einrichten, weil er nämlich dafür hielt, dass es für die Bewohner des Schlosses manchmal zu mühsam und in Kriegszeiten zu gefährlich wäre, die Pfarrkirche unten im Thal zu besuchen. Der Altar in dieser Kapelle wurde der heiligen Anna als Patronin geweiht, auch ertheilten mehrere Bischöfe demselben Ablass, die der Erzbischof zu Mainz 1491 genehmigte*).

Erst seit wenigen Jahren war, wie wir gesehen haben, die Eberburg im Besitze derer von Sickingen. *Das Stammschloss Sickingen* mit dem gleichnamigen Pfarrdorfe liegt im Kraichgau, am Flüsschen Kraich, unweit Gochsheim. Das von

*) Lehmann a. a. O. p. 308 f.

dort stammende edle Geschlecht führt seinen Stammbaum bis in's achte Jahrh. zurück; an der Spitze desselben steht *Albrecht von Sickingen*, dessen Sohn 936 als der *Engelhard von Hirschhorn* Gemahl genannt wird. Indessen erst im dreizehnten Jahrhundert treten bestimmte Persönlichkeiten hervor. Verschiedene unter ihnen standen in höhern geistlichen Aemtern. Im 14. Jahrh. lebte *Reinhard von Sickingen* genannt *Guren*, dessen beide Söhne zwei besondere Linien begründet haben. Der ältere von ihnen war *Schweikard zu Königsbach*, *Ahnherr der Sickingen zu Ebernburg*; der andere hiess *Reinhard*. Unter den Nachkommen des letztern war einer seiner Enkel, der gleichfalls *Reinhard* hiess, der bedeutendste; er war Domherr zu Mainz und Worms, dann Fürstbischof zu Worms (1445). Als solcher wandte er den Klöstern seine besondere Aufmerksamkeit zu, ordnete häufige Visitationen an und sorgte mit Nachdruck für bessere Zucht in denselben. Ein nicht geringes Verdienst erwarb er sich auch durch Verbesserung der Gerichtsordnung. Am meisten nimmt es jedoch unser Interesse in Anspruch, dass schon unter Reinhard Kämpfe des Bisthums und der Bürgerschaft mit dem Magistrate zu Worms ausgebrochen waren, in denen es der ganzen Energie und Klugheit Reinhard's bedurfte, um die Anmassungen des Magistrats niederzuhalten. Wir sehen hier dieselben Wirren, welche später die Veranlassung zu der berühmten Fehde gegeben haben, in welcher des Bischofs Blutsverwandter, Ritter Franz v. Sickingen, gegen die Stadt Worms das Schwert zog. Bischof Reinhard starb zu Ladenburg 1482 und wurde in der von ihm prachtvoll erbauten St. Aegidien-Kapelle am Dom zu Worms beigesetzt. Die besondere Linie, welcher dieser treffliche Mann angehörte, ist schon im Anfang des 16. Jahrh. im Mannstamm erloschen.

Dagegen haben die Nachkommen *Schweikards von Sickingen zu Königsbach*, der 1353 starb, dauernde, gegenwärtig noch blühende Nachkommenschaft hinterlassen; sein Geschlecht

ist anfangs stufenweise höher gekommen und hat in dem Ritter Franz vorübergehend eine glänzende Blüthe erreicht. Bis dahin finden wir diese Sickingen in innigem Anschluss an das kurpfälzische Haus, dem sie in den höchsten Aemtern ununterbrochen mit Hingebung und Auszeichnung dienten. Schweikards Sohn, *Reinhard*, „*der schwarze Ritter*“ genannt, stand in Diensten des Kaisers Ruprecht, war von diesem zum Landvogt in Hagenau, dann zum Statthalter in Italien bestellt und wird ausserdem in noch andern einflussreichen Aemtern angetroffen. Sein Sohn *Schweikard* war Kaiser Ruprechts Hofmeister (1400), und seinen Enkel, den mit Schonetta von Sien vermählten *Reinhard*, haben wir bereits kennen gelernt als den ersten derer von Sickingen, welcher die Ebernburg und zwar pfand- und amtsweise inne hatte. Nach kurzer Unterbrechung in diesem Besitz wurde dann, wie wir oben genauer mitgetheilt haben, durch Kurfürst Philipp die Burg als Erb-lehn an Reinhard's Sohn, *Schweikard* von Sickingen, übertragen zur Anerkennung seiner grossen Verdienste um das Kurhaus. Und gewiss gebührt auch diesem bedeutenden Manne unter allen Räten und Kriegsobersten des Kurfürsten Philipp der Vorrang. Namentlich im baierisch-pfälzischen Kriege um die Landshutische Erbschaft hat Schweikard glänzende Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Auf feindlicher Seite wurde seine Bedeutung gar nicht unterschätzt, vielmehr wurden ihm grossentheils die Entschliessungen des pfälzischen Prinzen Ruprecht und der hartnäckige Widerstand des Kurfürsten Philipp zugeschrieben. Die einflussreichsten Männer am Kaiserlichen Hofe richteten daher gegen diesen Mann glühenden Hass, versäumten keine Gelegenheit, den Kaiser gegen ihn aufzureizen, und hatten im Voraus Schweikards Untergang beschlossen, wenn es nur möglich wäre, seiner habhaft zu werden. Da hatte er das Unglück in einem Gefechte bei Kreuznach gefangen zu werden. Sofort wurde er nach Koppenstein in sichern Gewahrsam gebracht. Nach kurzem Prozess als

Störer des Landfriedens zum Beil verurtheilt, wurde Schweikard, nachdem dieser Ausspruch vom Kaiser bestätigt war, zu Koppenstein enthauptet*).

Schweikard's Gemahlin war Margaretha, Tochter des Wyrich Puller von Hohenburg und der Gertrudis Boos von Waldeck. Wyrich hatte sein Haus sehr in die Höhe gebracht und namentlich im Elsass bedeutende Besitzungen erworben; allein in Folge der Verschwendung und endlosen Umtriebe seines einzigen Sohnes Richard ging der grösste Theil derselben wieder verloren. Zuletzt hatte dieser die Stadt Zürich aufgereizt, die Strassburger, mit denen er sich in grossen Irrungen befand, zu befehlen und ihren Uebermuth zu züchtigen; da jedoch die übrigen Eidgenossen den Zuzug verweigerten, kam das Unternehmen in's Stocken. Es wurden Vorschläge zur Vermittelung durch Schiedsrichter gemacht; aber Hohenburg wollte die aufgestellten Richter nicht anerkennen. Während dieser Verhandlungen hatten seine Feinde in der Stadt Zürich Zeit und Boden gewonnen und brachten es dahin, dass die Stimmung umschlug und sich ebenso entschieden gegen ihn wandte, wie sie früher für ihn war. Richard ahnte die Gefahr nicht, die ihm drohte, oder achtete nicht darauf, bis er unversehens auf dem Weg nach der Kirche sammt seinem Diener gefangen genommen und dann gefoltert wurde. Verschiedene Vergehungen wurden ihm Schuld gegeben, ganz besonders aber, dass er die Stadt durch seine Umtriebe beunruhigt und ihr einen tödtlichen Krieg habe anrichten wollen. Das Resultat dieses Prozesses war, dass Richard und sein Diener zum Feuer verurtheilt wurden. Unter dem Zusammenlauf von viel tausend Menschen wurde die Hinrichtung am 24. September 1482 vor der Stadt vollzogen und dabei zur Erleichterung des grausamen Todes dem Richard von Hohenburg ein Pulversack an den Leib gebunden.

*) Brower, Trierer Annalen (1670) II. 337.

So endete Margaretha's, der Frau von Sickingen, einziger Bruder. Der Process hatte grosse Summen gekostet und von den Erwerbungen Puller's im Elsass hatten sich die Nachbarn Vieles zugeeignet. Dessenungeachtet konnte Margaretha immer noch als eine reiche Erbin angesehen werden, da sie ihrem Manne die Stammherrschaft Hohenburg (bei Weissenburg i. E.) und die wichtige Feste Landstuhl zubrachte.

Sechs Kinder hat Frau Margaretha ihrem Manne geboren; darunter 5 Töchter, von denen die zweite früh starb. Von den übrigen 4 Töchtern nahmen die beiden ältesten den Schleier, und zwar Schonetta schon 1477 im St. Johannenkloster bei Alzei; die andere, Gertraud, trat zunächst in das Clarissenkloster zu Trier und wurde später nach Hochstraaten gesendet, wo sie mit andern Nonnen das dort neu gegründete Clarissenkloster bezog, als dessen Aebtissin sie starb. Die noch erhaltenen Briefe von ihr an ihre Eltern geben Zeugniß von inniger Anhänglichkeit an die Familie; besonders gedenkt sie in warmer Liebe ihrer Geschwister Franziskus, Barbara und Agnes. Von den beiden Schwestern wurde Barbara an Dieterich von Braunsberg und Agnes an Wolf von Dalberg verheirathet*).

Der einzige Sohn, den Margaretha ihrem Manne schenkte, war *Franz*, auf Ebernburg am 2. Mai 1481 geboren.

Nach der aus Familienpapieren überlieferten Sage sass Herr Schweikard, der in astrologischen Dingen wohl erfahren war, in der Nacht, da das Kind geboren wurde, zu Ebernburg auf der Warte und beobachtete den Lauf der Gestirne, ob er daraus ersehen könnte, was ihm beschieden wäre. Eine Stunde vor der Geburt des Kindes, mit welchem Frau Margaretha schwer in Nöthen lag, verkündete ihm dann die Constellation einen Sohn, *der auf dem Erdreich wunderliche Zeit haben und ein treffliches Ansehen in der Welt bekommen, dessen*

*) Ulmann, Franz von Sickingen. S. 7.

Ende aber beschwerlich sein werde. Frau Margaretha, welcher er hiervon alsbald Mittheilung machte, hat diesen Wahrnehmungen keine grosse Bedeutung zugeschrieben und war vielmehr geneigt, sie als ein Spiel der Phantasie zu betrachten. Doch nach der Geburt des Kindes und später oft, wenn in dem heranwachsenden Knaben bald mehr bald minder erfreulich das in ihm liegende Wesen zum Ausbruch kam, erinnerte sie ihren Gemahl mehr scherzhaft an seine Weissagung, und dieser pflegte dann gewöhnlich zu erwidern: „*Liebe Hausfrau, er wird ein grosser Wicht werden: Gott weiss aber allein, wie sich das enden wird.*“

Franz war von kaum mittlerer Grösse, fast klein, aber gedrungen und kräftig. Seine Gesichtszüge waren ausdrucksvoll und schön. Das Volk pflegte ihn wegen seiner Gestalt gewöhnlich das *Fränzchen* zu nennen und legte nach seiner gemüthlichen Weise in diese Bezeichnung zugleich den Ausdruck der hohen Meinung, die es von ihm hegte; die Ritter aber und seine übrigen Zeitgenossen sprachen *Franziscus*, wie er auch selbst zu schreiben pflegte. Seine geistige Begabung war in seltener Weise umfassend; denn er vereinigte tiefes Gemüth und hohe Fähigkeit für ideale Anschauungen zugleich mit grosser Schärfe des Verstandes und ungewöhnlicher Thatkraft.

Die Erziehung des Knaben war schwierig und hat den Eltern, welche um die Entwicklung ihres einzigen Sohnes in wärmster Liebe besorgt waren, manche schwere Stunde bereitet. Die reichen Gaben, die er in sich trug, entfalteten sich keinesweges harmonisch. Er war rasch und heftig, zeigte früh Neigung zu gefährlichen Wagnissen, und die vorwiegende Anlage zu ungewöhnlicher Willensstärke, der es noch an der richtigen Leitung fehlte, machte den Knaben unbändig; er fügte sich dem Gebot nie willig und nahm jede Rüge mit unverhaltenem Unwillen auf. So blieb es bis in's Jünglingsalter. Herr Schweikard hatte noch oft Gelegenheit, an seine

Ahnungen zu denken, und fand immer mehr Ursache daran zu glauben. Besser als die weitere Beschreibung wird uns eine Begebenheit, die sich auf Ebernburg zutrug, vor Augen stellen, wie es in dieser Beziehung damals stand. Als eines Tages der Guardian der Barfüsser zu Kreuznach und Bleikard Landschad von Steinach bei Schweikard auf Ebernburg zu Gast geladen waren, wurde auch Franziscus, der eben die Knabenjahre hinter sich hatte, zur Tafel gezogen. Die lebhaftere Unterhaltung, an welcher sich auch dieser betheiligte, wurde bei der Verschiedenheit der Ansichten, die sich bekämpften, zuletzt fast heftig, als Franz sich für beleidigt hielt, plötzlich von seinem Sessel aufsprang und zum Speisesaal hinausstürzte. Sein Vater seufzte, durch dies Benehmen seines Sohnes tief erregt, dunkle Ahnungen über dessen künftiges Geschick durchkreuzten seine Seele, und nach einer Weile rief er fast angsterfüllt aus: *„Ich sehe im Geist den Tollkopf zwar bis zu Throneshöhe hinanklimmen, aber auch, mit Schmach bedeckt, herabstürzen in die Finsterniss des Grabes“*. Der Hochwürdige Herr und der Landschad bemühten sich vergeblich ihn zu beruhigen; er blieb bei seinen Besorgnissen und erwiderte: *„Franziscus trägt zwar nicht viel Grösse an Körper, aber er wird dennoch gewiss gross gegen die Welt werden. Gott weiss aber allein, ob er nicht das schlimmste Ende nehmen wird“*. — Später, als im J. 1519 vor der Kaiserwahl, bei welcher das Auftreten unseres Helden den Ausschlag gab, die Fürsten und Edlen, welche zum Anhang des Königs von Spanien gehörten, zu Höchst versammelt waren, theilte ihnen der Landschad diese Anekdote mit, und sämtlichen Anwesenden dächte die Sache überaus merkwürdig.

Nach Rittersitte wurde Franz früh zu Leibesübungen gehalten, in der Jagd und dem Gebrauch der Waffen geübt. Ob er, wie Manche annehmen, 1495 wehrhaft gemacht wurde und sieben Jahre später den Ritterschlag erhielt, darüber ist etwas Bestimmtes nicht überliefert. Sein Vater hat 1495 eine

Wallfahrt nach dem heiligen Lande gemacht, und wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, dass ihn Franziscus auf dieser Reise begleitet habe, so ist dieser damals noch zu jung gewesen, als dass wir annehmen dürften, er habe sich bei dieser Gelegenheit die Ritterschaft am heiligen Grabe geholt.

Die Ausbildung, welche Franz in seiner Jugend zu Theil wurde, hat sich weit über das Mass von Bildung erhoben, wie sie der deutsche Adel jener Zeit zu empfangen pflegte. Dass der beredte Geiler von Kaisersberg sein Lehrer gewesen, wie Manche anführen, dafür fehlt es an allen Anhaltspunkten. Allein von Reuchlin erkennt Franz dankbar an, dass er ihn in seiner Jugend *sittlicher Tugend* unterwiesen habe. Wie allgemein auch diese Aeusserung sein mag, so dürfte doch so viel daraus hervor gehen, dass Reuchlin auf Franzens geistiges Werden einen tieferen Einfluss ausgeübt hat. Indessen dürfen wir uns die Ausbildung, welche er empfing, nicht als eine gelehrte denken im Sinne der Humanisten, sondern so, dass die Unterweisung darauf gerichtet gewesen ist, namentlich an historischem Stoff, in dem talentvollen Jüngling die Befähigung für höhere Anschauungen zu entwickeln. Auf diese Weise ist es gelungen, demselben einen Begriff von dem Werth und der Bedeutung der Wissenschaften beizubringen und damit in ihm den Grund zu legen zu der aufrichtigen Verehrung für gelehrte Männer, die später einen grossen Einfluss auf seine Lebensrichtung ausübte und nicht eine seiner geringsten Zierden gewesen ist. Zugleich wurde der Unterricht in dieser Weise zur Bildung, zur Uebung in der Tugend, wirkte heilsam auf seinen Charakter ein und trug dazu bei, durch geistige Anregung die wilde, unbändige Hitze des Jünglings zu mildern. — Uebrigens war Franz seiner Muttersprache ganz mächtig, sprach und schrieb das Deutsche so gut wie ein Gelehrter. Nur in der lateinischen Sprache war er weniger bewandert und liess sich daher von den Gelehrten, an denen es in seiner Umgebung nie fehlte,

solche lateinische Schriften, die für ihn besonderes Interesse hatten, in das Deutsche übertragen.

Die eingehendsten Studien hat Franz in der Kriegswissenschaft gemacht und hatte hierin seinen Vater als anregendes Vorbild. Dieser hat ihn auch im Staatsrecht unterwiesen, ihn namentlich mit den rechtlichen Verhältnissen seines Standes vertraut gemacht und durch diesen Unterricht nicht wenig dazu beigetragen, den ihm angeborenen Sinn für Recht und Billigkeit zu schärfen. † 1505.

Nach Schweikard's Tode trat *Ritter Franz von Sickingen*, als einziger Sohn und Erbe, in die Hinterlassenschaft seines Vaters ein und war nun Herr zu *Ebernbürg, Landstuhl* und *Hohenbürg*, auch ausserdem im Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Zur Belohnung für die Dienste seines Vaters wurde er bald darauf von Kurpfalz zum Amtmann (Vaut oder Vogt) zu Kreuznach erhoben und war somit ganz in die Fussstapfen seiner Vorfahren eingetreten als pfälzischer Lehnsmann. Nehmen wir zu dem Bisherigen noch hinzu, dass Franz damals bereits mit *Hedwig*, des Hanns von Flörsheim und der *Ottilie Kranich* einzigen Tochter, glücklich vermählt war, so scheint es, als ob ihm nichts Wesentliches gefehlt habe, was der Mensch bei billigen Ansprüchen vom zeitlichen Glück erwarten kann.

1502-3

Gewiss dürfen wir unserm Ritter Empfänglichkeit und zarten Sinn für häusliches Glück nicht absprechen. Er hat den Werth seiner liebevollen, treuen und verständigen Gattin wohl zu schätzen gewusst und mit wärmster Liebe an ihr gehangen. Er fühlte, wie sehr er ihrer bedurfte. Frau Hedwig war sanften Geistes und hat die oft heftigen Ausbrüche des heissen Temperaments ihres Gatten durch Milde und verständige Ruhe zu beschwichtigen gewusst. Bei aller aufbrausenden Hitze hatte Franz ein tief und fein fühlendes Gemüth. Diese Saite wusste seine Hausfrau anzuschlagen, und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, dass sich in ihm jene anmuthige Freund-

lichkeit und Milde herausbildeten, die ihn im Privatleben und im Kreise seiner Freunde stets auszeichneten und auch weiterhin eben so sehr, wie der Ruf seiner Tapferkeit, dazu beigetragen haben, ihm die Herzen in so hohem Grade zu gewinnen. Im Hause und überhaupt in seiner Umgebung wurde auf gute Sitte gehalten. Jede Rohheit, wie sie dem Ritterstande vielfach anhaftete, war verbannt, das Fluchen seinen Leuten streng verboten, leichtfertiges, unsittliches Wesen nicht geduldet, wie denn, ungeachtet der laxen Anschauungen seiner Zeit und der an den Höfen fast allgemein herrschenden Lüderlichkeit, an Franz persönlich in dieser Beziehung kein Makel haftet.

Auch sonst ist Hedwig ihrem Manne eine rechte GehülfIn gewesen. Sie war in jeder Beziehung eine treue Hausmutter, leitete das Hauswesen in sämtlichen Burgen und leistete noch mehr. Die Ebernburg war noch nicht ausgebaut, und Franz liess fortwährend an den Befestigungen arbeiten. Wenn er dann in seinen Fehden mit Ross und Reisigen zu Felde gezogen war, hat seine treffliche Gattin, die mit der Milde auch Festigkeit verband, die obere Leitung dieser Bauten übernommen. So hat sie auch die bereits von Schweikard, ihrem Schwiegervater, begonnene Wiederherstellung der Begutten-Klause Trumbach, in einem stillen Thale des Lembergs, 1510 vollendet, für sieben Schwestern der Regel St. Francisci mit Einkünften reichlich ausgestattet und damit ihrem frommen Sinn ein Denkmal gesetzt, das wir, wenn es auch bei dem bald erfolgten Umschwung der religiösen Anschauungen einen nur kurzen Bestand hatte, darum doch nicht minder würdigen.

Leider sollte Franz seines häuslichen Glücks nur zu früh beraubt werden. Nachdem Hedwig ihrem Gatten 3 Söhne, Schwicker, Hans und Franz Conrad, und 3 Töchter, Margaretha, Magdalene und Otilie, geboren, starb sie am 9. Januar 1515 auszehrend. Mit grossem Glanz wurde sie zu Kreuz-

nach im Barfüsserkloster beigesetzt; hundert Priester, die man von nah und fern herbeigerufen hatte, fungirten bei ihrer Bestattung. Doch köstlicher als dieser Pomp waren die allgemeine Trauer des Volkes und die Thränen der Dankbarkeit, welche die Armuth am Grabe der edlen Frau weinte, die für Bedrängte stets eine offene und hilfreiche Hand hatte. Der Schmerz ihres verwittweten Gatten über den erlittenen Verlust war so tief und nachhaltig, dass derselbe, obwohl noch im kräftigen Mannesalter, in eine zweite Ehe nicht eintrat, wie sehr auch Philipp von Flörsheim, sein Schwager, Domherr und später Bischof zu Speyer, der sich, so lange er lebte, als des Hauses treuesten Freund bewährte, ihn zu diesem Schritte zu bewegen suchte.

Des Ritters Franz aufsteigende Macht.

Von den Anfängen unseres Helden wird eben so sehr gesagt werden können, dass sie glänzend, wie auch dass sie klein und unbedeutend waren. Den meisten unter seinen Standesgenossen gegenüber befand er sich gleich Anfangs in glänzender Lage. Er war ein mächtiger und reicher Ritter; dazu hatte er schon frühe als Amtmann zu Kreuznach eine einflussreiche Stellung und befand sich, wie wir nach der Weise unserer Zeit sagen würden, am Anfang einer glänzenden Carriere im kurpfälzischen Dienste. Allein obwohl Franz die Beziehungen zu diesem Fürstenhause nie verleugnete, so liess sich doch sein Feuergeist in so enge Schranken nicht einschliessen; ihn bewegte ein Streben, das nie am Ziel war, und ihn um so weniger zur Ruhe kommen liess, als er in einer bewegten und grossen Zeit lebte und die Fähigkeit in sich fühlte, Ungewöhnliches zu leisten. Wie sein Vater ausser seiner hohen amtlichen Stellung auch seine besondern Fehden

hatte, die er für eigene Rechnung ausfocht, so that auch Franz und hat sich auf diesem Wege zu einer so gefürchteten Macht emporgeschwungen, dass dieser gegenüber seine Anfänge nur sehr gering und klein waren.

Den ersten Span hatte er 1508 mit Graf Reinhard von Zweibrücken-Bitsch. An diesen hatte Georg von Rothalben, vulgo Heylen Georg, eine Forderung. Obwohl oft darum angegangen, dachte der Graf nicht daran, dem schwachen Manne gerecht zu werden. Georg war aber Sickingens Lehns- oder Dienstmann, und dieser warf sich für ihn in's Zeug. Hierauf war zwar unter Vermittelung des Landvogts von Hagenau und der Städte Strassburg, Hagenau und Weissenburg ein Vergleich abgeschlossen worden; allein der Graf hielt ihn nicht. Die Fehde entbrannte daher von Neuem, und der Graf war bald der Art geschädigt, dass er alle von Sickingen gestellten Punkte einging.

Noch in demselben Jahre zog Kaiser Maximilian über die Alpen, um den Uebermuth der Venetianer zu züchtigen. Auch Sickingen, voll Bewunderung für den ritterlichen Kaiser, trat unter dessen Fahne. Schon als Knabe von 14 Jahren war er in Gesellschaft seines Vaters auf dem Reichstage zu Worms (1495) huldvollst von Maximilian empfangen worden, der nun während des Feldzugs wiederholt Gelegenheit hatte, die guten Voraussetzungen, die er damals von dem angehenden Jüngling hegte, bestätigt zu finden. Der Kaiser, ein feiner Kenner ritterlicher Tugenden, hatte sein hohes Wohlgefallen an dem stattlichen, kühnen Wesen des jungen Ritters, von dem er für die Zukunft grosse Erwartungen hegte, und der ihm allerdings später auch noch in höherem Masse bemerklich werden sollte.

Nach der Rückkehr aus dem italienischen Feldzuge verband sich unser Ritter dem Erzbischofe zu Mainz gegen einen Sold von 150 Gulden und ein Kleid: von Haus aus mit 6 reisigen Pferden, einem Knaben und vier Knechten zu dienen.

Die nächsten 5 Jahre verliefen indessen ohne besondere Ereignisse, aber keinesweges ungenützt. Mit den hervorragenden Männern der Ritterschaft knüpfte Franz Verbindungen an und pflegte sorgsam die genossenschaftliche Beziehung zu den Ganerbenfesten, an denen er betheiligt war (Drachenfels, Lützelburg, Steinkallenfels u. a.). Die Ganerben, unter denen sich die angesehensten rheinischen Ritter befanden, sind dann in den grossen Fehden seiner Fahne gefolgt. Ausserdem widmete er seinen Finanzen besondere Aufmerksamkeit und muss in dieser Zwischenzeit sehr reiche Mittel zusammen gebracht haben. Seine Bergwerke liess er mit grosser Sorgfalt betreiben. Schon Franzens Vater war von dem Kurfürsten die Erlaubniss ertheilt worden, gegen den halben Zehnten im Ebernburger Gebiete Erze, besonders Silber und Kupfer, zu erschürfen, Berg- und Hüttenwerke anzulegen. Diese wurden jetzt eifrig ausgebeutet. Auch die Erzgruben unter dem Rheingrafenstein wusste Franz für sich zu erwerben. Bei richtigem Betrieb lieferten diese Bergwerke alljährlich einen grossen Ertrag. Dieser bildete ausser dem, was dem Ritter die Fehden einbrachten, die ihn auch nicht ärmer gemacht haben, eine ergiebige Quelle des Reichthums. Nur mit solchen Mitteln und durch seinen zahlreichen Anhang unter den Rittern war es möglich, dass der bisher noch kleine Mann schon in der nun folgenden Wormser Fehde eine so stattliche Macht ins Feld führen konnte.

In der Stadt Worms hatten schon früher zwischen dem Magistrat, den Bischöfen und der in ihrer Parteinahme getheilten Bürgerschaft Reibungen Statt gefunden, welche nicht selten blutige Auftritte zur Folge hatten. So war es auch im J. 1513. Die mit der Regierung des Magistrats unzufriedene Volkspartei, mit dem Bischofe im Hintergrunde, hatte in einem allgemeinen Aufstande die Oberhand behalten, hierauf den Bürgermeister sammt dem ganzen Rathe vertrieben und andere Behörden eingesetzt. Die Vertriebenen erhoben nun am

Kaiserlichen Hof ein klägliches Geschrei über frevelhaften Aufruhr und Verletzung des obrigkeitlichen Ansehens, und es gelang ihnen, Kaiserliche Majestät in grossen Harnisch zu bringen. Die Folge davon war, dass bald darauf Jakob von Mörsberg als Kaiserlicher Commissarius mit Kriegsvolk von Hagenau her in die Stadt Worms einzog und die Vertriebenen wieder einsetzte. Die Urheber des Aufstandes wurden nun hart bestraft; sechs wurden hingerichtet, drei verstümmelt, andere verbannt und ihre Güter eingezogen. Privathass und Habsucht spielten dabei mit ihre Rolle, und so war es allem Anscheine nach auch der Fall mit der Verurtheilung des reichen *Notarius Balthasar Schlör*, des Bischofs Geschäftsträger zu Worms, der, wie die Wormser behaupteten, den Aufstand mit angezettelt und dabei die Absicht hatte, die Stadt der Reichsfreiheit zu berauben und die Herrschaft über dieselbe dem Bischofe zu überliefern. Zwar hatten die Patriocier es nicht gewagt, sofort gegen diesen einflussreichen Mann vorzugehen; allein als derselbe bald darauf in Angelegenheiten seines Herrn, des Bischofs, eine Reise an den Kaiserlichen Hof nach Wels in Oesterreich angetreten hatte, benutzten sie die Abwesenheit desselben, ihn ohne weitere Untersuchung, jedenfalls ohne Verhör, wegen Theilnahme an dem Aufstande zu verurtheilen, indem sie zugleich vorgaben, er befände sich auf der Flucht. Am Palmsonntag 1514 traf Schlör ganz sorglos und ohne böse Ahnung in Worms wieder ein, und war ihm daher sehr überraschend und befremdlich, als er sein ganzes Vermögen mit Beschlag belegt und seine Wohnung verschlossen fand. Gegen dieses widerrechtliche Verfahren klagte Schlör bei dem Kaiser und verlangte Wiedereinsetzung in seine Rechte. Allein bei Hofe wehte ein ihm ungünstiger Wind; die herrschende Partei hatte die Umgebung des Kaisers bearbeitet, und selbst die Minister waren, wie Franz später öffentlich behauptete, von den Wormsern durch Geschenke bestochen.

Als erfahrener Geschäftsmann musste Schlör bald ein-

sehen, dass auf diesem Wege nichts für ihn zu erlangen war. Deshalb nahm er in seiner Bedrängniß Zuflucht zu dem weit und breit als opferwilligen Beschützer der Bedrängten bekannten, kühnen Ritter Franz zu Ebernburg. Nachdem dieser Kenntniß von dem Handel genommen hatte, gab er, empört über die Willkür, mit welcher die Wormser das Recht handhabten, an Schlör die tröstliche Zusage seines Beistandes mit den Worten: „Kann ich dir auch nicht Schreibersdienst thun, mag's Ritterdienst werden“. Mit Schlör waren auch die übrigen vertriebenen Wormser Bürger, um Hülfe flehend, nach Ebernburg gekommen, und Sickingen gewährte ihnen mit Weib und Kind auf seinen Gütern eine Zufluchtsstätte; den Meister Balthasar Schlör aber nahm er als Geheimschreiber in seinen Dienst. Dieser trat nun sofort an seinen neuen Herrn mehrere Schuldforderungen ab, ohne Zweifel in der Absicht, sie dadurch gegen die Habsucht der Wormser Patricier besser zu sichern.

Franz, welcher in Folge dieser Cession drei Bürger von Worms zu seinen Schuldnern hatte, machte davon dem Magistrat Mittheilung und verlangte, dass dieselben angehalten würden, ihre Rückstände ungesäumt an ihn abzuführen. Allein der Magistrat hatte bereits viele der Schuldbriefe Schlörs an Leonhard von Türkheim als Belohnung für treu geleistete Ritterdienste übertragen; statt die Zahlung zu bewirken, legte der Rath Verwahrung bei dem Kammergericht ein, das damals in Worms seinen Sitz hatte, und verwies den Ritter auf dessen Entscheidung. Dieser drohte hierauf mit Befehdung der Stadt, um sich und seinem Schutzbefohlenen Recht zu verschaffen. Der Rath suchte nun gütliche Ausgleichung, welcher auch Franz nicht abgeneigt war. Allein, da man sich über die Obmänner nicht einigen konnte, zerschlugen sich diese Verhandlungen, und es erfolgte von Seiten des Kammergerichts ein Mandat, worin unserem Ritter bei schwerer Pön und des Reiches Acht geboten wurde, sich aller gewaltsam thätlichen

Handlung und Fürnehmung gegen den Rath und die Bürger zu enthalten und statt dessen, wenn er Anforderungen habe, dieselben nach dem ordentlichen Recht geltend zu machen.

Dem Boten, welcher dies Mandat wieder nach Worms zurückbrachte, war ein Schreiben an die Zünfte der Stadt mitgegeben, worin Franz seine friedliche Gesinnung aussprach, die Gerechtigkeit seiner Forderungen darlegte und zu beweisen suchte, dass die Herren von Worms sich gegen Schlör vergangen hätten, um ihre unglimpflichen Händel zu beschönigen und ihre Unehrlbarkeit zu bedunkeln; als Nachschrift hatte Franz eigenhändig noch die Drohung beigefügt: den Magistrat gewaltsam abzuschaffen, wofern die Zünfte Anstand nehmen sollten, für die Wohlfahrt sämmtlicher Bürger die erforderlichen Schritte zu wagen. Dieser Brief gelangte indessen nicht an seine Adresse, sondern wurde zum Glück für Bürgermeister und Rath von diesen aufgefangen und dazu benützt, dass noch an demselben Tage ein verschärftes Mandat an Sickingen erging, wonach derselbe zur persönlichen Verantwortung innerhalb kurzer Frist vor die Schranken des Kammergerichts citirt wurde.

Hiermit waren die Sachen soweit gediehen, dass nunmehr unser Ritter das Schwert ziehen musste, um sein Wort zu lösen und den versprochenen Ritterdienst zu leisten. Wohl haben ihm damals besorgte Freunde, namentlich auch sein Schwager Philipp, von dem gefährlichen Unternehmen abgerathen; allein auch abgesehen von dem verpfändeten Wort war seine Erbitterung gegen das „gewaltsame Wesen und die spöttischen Umtriebe der Wormser“ zu tief gegangen, als dass er für die Gründe ängstlicher Vorsicht zugänglich gewesen wäre. Der Anblick der armen Vertriebenen, die mit Weib und Kind bei ihm Zuflucht gefunden, erregte sein Mitleid, und Meister Balthasar versäumte Nichts, seinen Herrn in kriegerischer Stimmung zu erhalten. Im Hintergrunde wirkte auch der Bischof zu Worms, Sickingens Freund und Lehnsherr,

der vielfach und tief gekränkt war, ja selbst vom Kurfürsten bei Rhein wird behauptet, dass er den Ausbruch der Fehde nicht ungern gesehen habe. Der Entschluss stand bei Franz fest und konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Zu Ebernburg waren unterdessen bereits kampflustige Ritter zugezogen, und die Feindseligkeiten wurden nach der Weise jener Zeit mit kleinen Streifzügen in der Umgebung der Stadt begonnen. Dabei haben die Sickingen'schen am 22. März 1515 einen reichen Fang gethan an dem Wormser Messschiff, welches um diese Zeit wie alljährlich, wohlbefrachtet, seine Fahrt nach Frankfurt machte. Sickingen hatte den Tag der Abfahrt erkundschaftet und legte sich mit seinen Bewaffneten zwischen Gernsheim und Oppenheim bei dem Dörflein Eich unter den Weiden am Ufer des Rheins in den Hinterhalt. Als das Schiff zwischen 9 und 10 Uhr Morgens erschien, wurde dasselbe von den Sickingen'schen angerufen und ihm zu halten geboten. Die Wormser aber, die wohlbewehrt waren, antworteten aus Büchsen und Böllern; allein die Sickingen'schen schossen besser und brachten die Wormser zum Schweigen. Das Schiff wurde dann mit Haken an's Land gezogen und ausgeplündert. Unter den Passagieren befanden sich mehrere der reichsten Kaufleute von Worms, auch der Altbürgermeister Hanns von Lautern und einige Mitglieder des Raths, die mit Geleitsbriefen, ausgestellt von den vier rheinischen Kurfürsten, wohl versehen waren. Die Reisenden wurden nun als Gefangene unter dem Jubel der versammelten Bauern durch das Dorf und weiter am hellen Tage durch das pfälzische Gebiet nach Ebernburg abgeführt. Hier liess sie Franz sämmtlich mit Speise und Trank erquicken. Die Gemeinen wurden dann in die Gemüsekeller gesperrt, die Rathsherrn aber in den Thurm gelegt, bis sie sich zur Zahlung des nicht unerheblichen Lösegeldes bereit erklärten. Hierauf erhielten sie bessere Herberge in Ritterstuben, auch nahm sie Franz an seinen Tisch und redete freundlich mit ihnen; als endlich die

Löseghelder angekommen waren, entliess er sie mit tröstlichem Zuspruch. So hatten die Wormser selbst unserm Ritter einen Theil der Kriegskosten vorausbezahlt.

Diesem Abenteuer hatten auch Sickingens berühmte Freunde und Waffengenossen: Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz beigewohnt, von denen Kaiser Maximilian zu Nürnberger Kaufleuten, als sie über dieselben bittere Klage führten, staunend und entrüstet gesagt haben soll: „Was ist das? Heiliger Gott! der eine hat nur *eine* Hand, der andre nur *ein* Bein. Wenn sie erst zwei Hände und zwei Beine hätten, wie wolltet ihr dann thun?“

Unterdessen hatte sich das Heer gesammelt und den Marsch wider Worms angetreten: 6000 Mann zu Fuss und 1100 Reisige. Weit und breit waren die Ritter aufgesessen, um unter Sickingens Fahne den Trotz der Wormser zu brechen. Ausser den genannten beiden Rittern hatten sich von namhaften Leuten eingefunden: Hanns von Helmstett und Hartmuth von Kronberg, Graf Conrad Kolb mit den Ganerben von Wartenberg; den stärksten Reiterhaufen hatte Graf Philipp von Solms angeworben. Uebrigens zahlte Sickingen auch gut, und seine Bedingungen waren lockend. Jeder Reisige erhielt für ein gerüstet Pferd monatlich 11 Gulden und der Rottenmeister über 100 Pferde 50 Gulden Leibbesoldung. Von der Beute war für Sickingens Person nur „die Willkür mit den niedergeworfenen Führern, besonders mit den hohen Häuptern, Prälaten und andern“ vorbehalten, das Uebrige aber, „Frassraub und Plünderung“, wie auch die einzeln gefangenen Reisingen, Bürger und Bauern waren dem Niederwerfer überlassen; dagegen war jeder verpflichtet, „Lager und Herberge, wie billig, dem Wirth zu bezahlen“.

Sobald die Musterung über das Heer vorgenommen war, sandte Sickingen am fünften Tage nach dem Ueberfall bei Eich den offenen Fehdebrief an die Stadt Worms und zu gleicher Zeit, um sein Verfahren zu rechtfertigen, eine Eingabe an

das Kammergericht, worin diesem höchsten Gerichtshofe gerathen wurde, seinen Sitz, den er eben zu Worms hatte, von dort weg „in eine andere Stadt, die der Ehrbarkeit geneigter“, zu verlegen.

Die Wormser waren inzwischen auch nicht unthätig; sie wirkten am Kaiserlichen Hof durch ihre Sendlinge erfolgreich gegen Sickingen. Ganz besonders waren ihre Bemühungen durch den einflussreichsten Minister, Herrn Nikolaus von Ziegler, unterstützt, der es dem Ritter nicht vergessen konnte, dass dieser ihn einen Schreiber und Federfuchser geheissen hatte. Die Sache wurde dem Kaiser in dem schlimmen Lichte dargestellt, als ob es darauf abgesehen wäre, sein ganzes Regierungssystem, die Herstellung des Landfriedens, seinen höchsten Stolz, völlig zu vereiteln, und als ob Franz auf alle Weise die Majestät des Reichs verachte. Der Kaiser liess unter dem 15. Mai 1515 ein scharfes Acht- und Aberacht-mandat gegen den Ritter ergehen. Darin wird Sickingen aller und jeglicher Ehren, Adels, Herkommens etc., dazu aller und jeder Hab und Güter verlustig erklärt, von aller Gesellschaft und Gemeinschaft des Adels und ehrlicher ritterlicher Leute ausgesondert, verworfen und abgeschnitten, auch die Kinder und Nachkommen sollen des Vaters Schuld mitbüßen: „sie sollen sein in ewiger Armuth und Dürftigkeit verstrickt und behaftet; ihr Leben beschwerlich, und der Tod kurzweilig und ergötzlich“.

Wie schrecklich das Mandat lautete, Franz liess sich dadurch nicht einschüchtern. Er war zu genau mit den politischen Verhältnissen im Reich vertraut, um nicht zu wissen, dass vorläufig wenigstens weder der Kaiser noch sonst einer der Reichsstände an die Ausführung des Mandats dachte. Und in der That beschränkte sich zunächst Alles, was der Kaiser der bedrängten Stadt leisten konnte, darauf, dass er ihr 40 Fussknechte zu Hülfe schickte, die aber unterwegs, von den Sickingen'schen überfallen, theils niedergemacht, theils gefangen genommen wurden.

Ohne Bedenken liess nun der Ritter die Belagerung vor sich gehen. Gleichzeitig wurde die Fehde mit der Feder geführt. Der Magistrat zu Worms schleuderte in einem öffentlichen Ausschreiben die härtesten Beschuldigungen gegen Sickingen. Dieser erliess dagegen seinen „wahrhaftigen Bericht über das ungegründete Ausschreiben derer von Worms“ und schickte denselben mit besondern Begleitschreiben an Fürsten, Edle und Reichsstädte. Es ist darin nicht allein von den Umtrieben des Wormser Rathes die Rede, sondern auch von der Verkäuflichkeit der Minister; namentlich aber wird Herr Ziegler beschuldigt, dass er sich habe bestechen lassen, und dass er „mittelst seiner Praktiken den Gewaltthätigkeiten der Wormser die Stange gehalten, auch in allem Bösen sie unterstützt, daher, wenn der Kaiser zur genauen Wissenschaft aller bösen Händel und Stücke vorgedachten Magistrats kommen würde, derselbige seine Meinung und Ansicht von vorliegender Sache leichtlich ändern dürfte“. Nach diesen Darlegungen verwahrt sich der Ritter feierlich gegen die über ihn verhängte Acht.

Fortwährend trafen Zuzüge im Lager ein, so namentlich der jüngere Hartmuth von Kronberg, Sohn der Elisabeth von Sickingen, und Thomas von Wesenberg, jeder mit einem Heerhaufen. Sickingen entfaltete eine ansehnliche Macht vor Worms. Dennoch hatte er die Beschiessung der Stadt noch immer verschoben und, wie der Verfolg zeigen wird, damit zu lange gezögert. Dieses äusserste Mittel glaubte er entbehren zu können und auf anderm Wege die freiwillige Uebergabe der Stadt zu erlangen. Er rechnete nämlich auf eine Erhebung der unterdrückten Volkspartei. Viele Bürger waren „nicht böß sickingisch“. Diese und namentlich die Verwandten der Vertriebenen arbeiteten im Geheimen gegen die regierenden Häupter. Auch der Bischof und die Geistlichkeit suchten das glimmende Feuer anzufachen. Sickingen stand mit dieser Partei in geheimer Verbindung und liess, als er den rechten

Augenblick gekommen glaubte, eine abermalige Aufforderung zur Uebergabe der Stadt ergehen. Die Noth der Belagerten war namentlich durch den Mangel an Wasser, das man abgegraben hatte, hoch gestiegen, die Aufregung unter der Bürgerschaft gährte gewaltig, und die Stimmen, welche die Uebergabe forderten, wurden immer zahlreicher und lauter. Die missvergnügte Partei fing an das Haupt zu erheben, und eben wollte der Sturm losbrechen: da hat noch im entscheidenden Augenblick die Beredsamkeit des Kammergerichts-Präsidenten, Grafen von Haag, den gährenden Aufstand unterdrückt und die Stadt gerettet. In grellen Farben stellte er der versammelten Bürgerschaft die schrecklichen Folgen der Uebergabe vor Augen; er bekämpfte die gute Meinung, welche der grösste Theil des Volkes von Sickingen hegte, und stellte dessen Persönlichkeit in das schwärzeste Licht. Seine Worte hatten den glänzendsten Erfolg. Die grosse Zahl der schwankenden Menge wurde gewonnen, und die wenigen Entschiedenen waren entmuthigt; die ganze Bürgerschaft betheuerte eidlich, bis auf den letzten Mann Widerstand zu leisten.

Als Sickingen von diesen Vorgängen Kenntniss erhalten hatte, gebot er sofort die Beschiessung der Stadt. Mehrere Tage hinter einander (vom 23.—25. Juni) wurde aus Karthaunen und Feldschlangen mit eisernen und steinernen Kugeln auf die Mauern gefeuert. Dann wurde Sturm gelaufen, aber ohne Erfolg. Die Belagerten machten Ausfälle, waren aber dabei ebenfalls nicht glücklich. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sich Sickingen in die benachbarten Gehölze zurückgezogen, stürmte dann plötzlich auf die Städtischen, die sich zu weit vorgewagt hatten, ein und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Viele wurden niedergemacht und ihrer noch mehr gefangen. Die Beute war gross. Im Jubel darüber machten die Landsknechte ihre Possen, und weil Franz freies Wesen wohl leiden mochte, hingen sie sich an den Schweif seines Streitrosses und trieben allerlei Kurzweil mit ihm; einer

erkühnte sich sogar die Zipfel abzureissen, die er in der Trauer um Frau Hedwig über dem Helme trug, und flickte sein Fähnlein damit.

Die geängstete Stadt knüpfte nach diesem Vorfalle wieder Verhandlungen an, die sich jedoch bald zerschlugen, indem die gegenseitigen Aufstellungen zu weit auseinander gingen, und der Rath nicht geneigt war, 15,000 Goldgulden als Preis des Abzugs an Sickingen zu zahlen. Dieser rüstete dann zum dritten Sturm. Aber nun war es zu spät; denn endlich rückte eine beträchtliche Macht Kaiserlicher Truppen von Hagenau zur Hülfe der Stadt heran, und gelang es denselben sich in zwei Abtheilungen durchzuschlagen und in die Stadt einzuziehen. Die Belagerten waren erheblich verstärkt, und die Hoffnung, die Stadt mit Sturm zu nehmen, in weite Ferne gerückt. Franz beschloss daher für jetzt die Belagerung aufzugeben und entliess den grössten Theil seines Heeres, das ihn täglich enorme Summen kostete. Damit war aber der Span nicht zu Ende; denn Sickingen hatte fortwährend seine bestellten Reiter, welche in der Umgegend von Worms ihre Streifzüge hielten und von der Beute lebten. Beträchtlicheres wurde zu Ebernburg eingeliefert, so unter anderm mehrere mit Gütern befrachtete Wagen, deren man sich in der Gegend von Mainz bemächtigt hatte, und eine Ladung von Parmesankäsen, von denen Sickingen Präsente machte, die später noch zu manchen heitern Scherzen Veranlassung gaben. Ueber den Druck, der in Folge dieser Streifzüge auf den Bewohnern von Worms lastete, sagt die Limburger Chronik: „die Stadt ist noch für und für allen Bürgern versperrt gewesen, dass keiner sicher aus- oder eingehen durfte. Denn wo die Reiter einen Bürger nur in einem Weingarten oder sonst im Felde an seiner Arbeit ansichtig wurden, haben sie ihn, wo er nicht entflo, gefangen und hinweg geführt“.

Franz war nun darauf bedacht, durch ansehnliche Verbindungen, die er anknüpfte, seine Macht zu heben. Seine

Aufmerksamkeit war zunächst auf die Herren von der Mark zu Sedan gerichtet, ein reiches und mächtiges, ebensowohl durch Gewandtheit als Kriegstüchtigkeit ausgezeichnetes Geschlecht, auf der Grenze von Deutschland und Frankreich, und nach beiden Seiten von bedeutendem Einfluss. Der älteste des Hauses, Robert, war Herzog von Bouillon und behauptete als solcher Selbstständigkeit. Unter seinen Söhnen ragte der Marquis von Fleuranges, Marschall von Frankreich, am meisten hervor und ist auch als Geschichtschreiber jener Zeit durch seine Denkwürdigkeiten wohl bekannt.

Während der Wormser Fehde waren diese Männer auf Sickingen aufmerksam geworden, und der Wunsch engerer Verbindung war gegenseitig; es bedurfte nur der Vermittelung, die sich auch bald fand und zwar durch einen französischen Edelmann, Namens Buisson, einen der Sendlinge, welche der König von Frankreich damals in Deutschland unterhielt. Dieser traf zu Heidelberg mit Franz zusammen, und da letzterer hörte, dass Buisson in Beziehung zu den Herren von der Mark stand, bat er ihn, dem Herzog und seinem Sohne, dem Marschall, zu sagen, dass er viel Gutes von ihnen gehört habe, wie auch dass es ihm zu grossem Vergnügen gereichen würde, wenn sie ihm Gelegenheit darböten, ihnen Dienste zu leisten, und dass er ganz zu ihrer Verfügung stände. Der Bericht, welchen hierauf Buisson, hingerissen von dem Eindruck, den die Persönlichkeit Sickingens auf ihn gemacht hatte, an die Marks erstattete, wurde höchst günstig aufgenommen, und knüpfte sich seitdem zwischen dem Hause von der Mark und Franz von Sickingen ein Freundschaftsbündniss, welches, wenige Unterbrechungen abgerechnet, bis zu Sickingens Ende dauerte.

Damals standen die Herrn von der Mark in Diensten des Königs von Frankreich und es lag ihnen nun sehr daran, den neu gewonnenen Freund ebenfalls in die Interessen des Königs hinein zu ziehen. Ehe jedoch diese Absicht zur Ausführung kam, hatte Franz eine Fehde mit dem Herzog von Lothringen auszufechten.

Herzog Anton III. hatte nämlich den Grafen Gangolf von Hohengeroldseck in seinen Hoheitsrechten schwer gekränkt, indem er nicht allein in dessen Gebiet bei St. Hipolyte im Leberthal ein Silberbergwerk für sich ausbeutete, sondern ihm auch mehrere Burgen vorenthielt, die des Grafen Eigenthum waren. Die Unterhandlungen blieben ohne Erfolg, und Vergleichsvorschläge wurden von dem mächtigen Herzog mit Hohn zurückgewiesen. Weder vom deutschen Kaiser, noch vom Könige von Frankreich hatte der Graf einigen Beistand zu erwarten; er rief daher in seiner Bedrängniss die Hilfe seines Freundes Franz von Sickingen an, die ihm auch bereitwillig zugesagt wurde.

Nur etwa 800 Reisige und 6000 Fussknechte hatte Sickingen für sich aufgebracht; aber seine Freunde Götz, Hartmuth u. a. führten ihm 1200 Reisige zu, auch Graf Gangolf hatte eine Schaar geworben. An der Spitze dieser Heerhaufen fiel Sickingen mit solcher Wucht und Schnelligkeit auf den Herzog ein, dass dieser kaum Zeit hatte, seine junge Gemahlin, die er eben aus Frankreich in die neue Heimath gebracht, in seine Hauptstadt zu retten. Confans wurde genommen, St. Hipolyte geplündert und die Schaumburg erstürmt. Der bestürzte Herzog rief die Hülfe des Königs von Frankreich an; allein ehe diese eintreffen konnte, war die Sache entschieden. Der Schrecken eilte Sickingen voraus und vergrößerte in den Augen des Volkes sein Heer um die Hälfte. In seiner Zaghaftigkeit glaubte auch der Herzog diesen Gerüchten. Er bat daher um Frieden, und der Vertrag wurde dahin abgeschlossen, dass der Herzog den Grafen Gangolf in allen Klagepunkten zufrieden stellen sollte, sich zur Zahlung einer bedeutenden Entschädigungssumme für Kriegskosten verstand und Sickingen ein Jahrgehalt von 300 Gulden auf Lebenszeit zusicherte, wofür dieser ihm Freundschaft und Beistand wider männiglich verhiess.

Diesen Vertrag hielt der Herzog gewissenhaft und be-

währte sich in Zukunft als des Ritters treuesten Freund und Bundesgenossen.

Die kühne That, deren wir eben Erwähnung gethan, erregte die Aufmerksamkeit des Königs von Frankreich und brachte ihm die Meinung bei, der Ritter könnte ihm von Nutzen sein. Der König trug sich nämlich, da er sah, dass der deutsche Kaiser alt und hinfällig war, mit dem ehrgeizigen Plan, nach Maximilians Tode die Kaiserkrone mit der Krone Frankreichs auf seinem Haupte zu vereinigen, um dann die Rolle Karls des Grossen zu spielen. Er unterhielt daher viele Verbindungen in Deutschland und hatte durch seine Agenten sich bereits einen Anhang unter den Fürsten erworben; nun wünschte er auch eine Stütze unter der Ritterschaft zu gewinnen, und dazu schien Niemand mehr geeignet als Franz von Sickingen, der auch durch die von der Marks gerade in dieser Beziehung ganz entschieden empfohlen wurde. Der König war daher entschlossen, den Ritter in seine Dienste zu nehmen und diesem musste daran gelegen sein, falls mit Vollzug der Reichsacht an ihm Ernst gemacht werden sollte, einen mächtigen Rückhalt zu gewinnen.

Demnach erhielt Franz eine Einladung nach Sedan, wo er den Herzog und seinen Sohn traf. Der Marquis stellte sich zu seinen Diensten, um ihn nach Hofe zu begleiten; er führte ihn durch Château-Thierry und mehrere schöne Städte Frankreichs, wo allenthalben für die beste Aufnahme und köstliche Bewirthung gesorgt war. In der That gefiel auch unserem Ritter das Land ausgezeichnet gut, wie die Franzosen erzählen, und die Lebensweise war ganz nach seinem Geschmack. So führte ihn der Marquis von Fleuranges nach Amboise, wo ihm bei Hofe ein äusserst glanzvoller Empfang bereitet wurde. Uebrigens war auch Franz in stattlicher Begleitung erschienen, indem er zwölf deutsche Edelleute, von welchen der geringste von höherem Adel war als er selbst, in seinem Gefolge hatte. Der König hatte grosses Wohlgefallen

an dem deutschen Ritter, fand an ihm einen feinen Mann und wohl beredt. Und wie der König ihn mit Artigkeit behandelte, so überhäufte ihn zumal die vielen Hofdamen der Art mit ihren Schmeicheleien, dass er kaum zum Worte kommen konnte.

In feierlicher Versammlung des Hofes erfolgte Sickingens Bestallung. Er empfing aus den Händen des Königs einen Feldherrnstab und eine goldne Kette, 3000 Thaler werth, die ihm der König um den Hals hing; dann wurde ihm ein Jahrgeloh von 5000 Francs schriftlich zugesichert. Nach ihm wurden auch seinem Gefolge reiche Geschenke gegeben, und erhielt jeder von ihnen ebenfalls eine goldne Kette von 500—1000 Thlr. an Werth.

So gross demnach die Ehren waren, mit denen Franz am französischen Hofe überhäuft wurde, so reiste er doch nicht ab ohne einiges Missvergnügen. Sein Eifer war gleich anfangs erheblich abgekühlt, wie aus den feinen Worten hervorgeht, die er zum Abschied an Fleuranges richtete, und deren verdeckter Sinn erst später richtig erkannt wurde. Die Absicht des Königs, ihn s. Z. bei der Kaiserwahl zu gebrauchen, hatte Franz errathen und die Erwartung gehegt, dass man ihm Mittheilungen darüber machte. Dies war nicht geschehen, und daher in Sickingen der Argwohn aufgetaucht, als ob man ihn, den gewöhnlichen Ritter, nur in mehr untergeordneter Weise als Geschäftsträger an die Fürsten zu benutzen gedächte. Dadurch war sein Ehrgeiz verletzt, und er gab zu verstehen, dass er in Deutschland eine selbstständige Macht sei, und dass er dem Könige, wenn es darauf ankomme, gewichtigere Dienste leisten könnte als einer unter den Fürsten, die des Königs Geld nähmen und hernach thun würden, was ihnen gut däuchte. Auch der Umstand kam noch hinzu, um seinen Argwohn zu erhöhen, dass er, um dem Könige wirksam dienen zu können, Truppen verlangt hatte, und diese ihm verweigert wurden. Die Ursache, weshalb man hierauf nicht eingehen wollte,

liegt wohl nahe. Unser Ritter konnte schon für sich ein ganz beträchtliches Heer auf die Beine stellen; dazu war er bekannt als ein Mann, der vor keinem Wagniss zurückschreckte, und von dem damals schon viele Stimmen laut wurden, dass er der höchsten Stelle im Reich wohl würdig sei. So schien es dem Hofe bedenklich, die Macht dieses Mannes durch Verwilligung von Truppen zu verstärken, indem es leicht dahin ausschlagen könnte, dass Frankreich der betrogene Theil war.

Mit Vollziehung der Acht und Oberacht, die auf Sickingen lastete, war verschiedene Mal gedroht worden. Endlich schien es damit Ernst zu werden.

Der Kaiser befahl den betreffenden Ständen das Executionsheer zu stellen, und ernannte den Feldhauptmann; allein das Kriegsvolk kam nicht zusammen, ein deutlicher Beweis einerseits von dem losen Zusammenhang im Reiche und dem Ungehorsam der einzelnen Stände, andererseits von der gefürchteten Macht Sickingens. Der Reichstag zu Mainz, der anfangs Juni 1517 eröffnet wurde, sprach sich für gütliche Unterhandlungen aus. Darauf erhielt Franz unter Zusage freien Geleits eine Vorladung und erschien pünktlich. Er dankte für das verwilligte Geleit und das endlich erhaltene Verhör, indem er bemerkte, dass er dess allwegen höchlich begierig gewesen. Dann verlangte er — was der Neuheit wegen sehr überraschte und nicht gewährt werden konnte — da es sich um seine Ehre handle, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, damit seine Unschuld Jedermann klar und offen sich darthue. Die Sachen wurden nun in mehreren Sitzungen gründlich erörtert, und dabei zeigte sich die Beredsamkeit Sickingens in hohem Glanze, ebenso seine diplomatische Klugheit, nach welcher er, ohne sich selbst untreu zu werden, doch stets so viel Biegsamkeit bewies, als die Verhältnisse verlangten. Nach grosser Mühe gelang es endlich, ihn zur Verwilligung eines zweijährigen Waffenstillstandes mit Worms zu bewegen. Als zweiter Hauptpunkt kam die Entbindung von der Acht zur Sprache, und wurde dem

Ritter zur Pflicht gemacht, die Aussöhnung mit dem Kaiser zu suchen.

Indessen hatte auch Maximilian mildere Ansichten gewonnen, zumal die Stände Nichts thaten, um die Acht in Vollzug zu setzen. Zu dem lag ihm damals näher, den Herzog Ulrich von Württemberg, von dem seines Hauses Ehre gekränkt war, zu strafen, und je älter der Kaiser wurde, desto lebhafter regte sich in ihm der Wunsch, dass nach seinem Tode sein Enkel Karl von Spanien auf den Kaiserthron erhoben würde; zu beidem aber hielt er Sickingens Beistand für sehr erspriesslich. Ausserdem lag die Besorgniss nicht fern, dass Württemberg, Sickingen, die Eidgenossen u. A. sich zum Nachtheile des Reichs zusammen thun könnten. Es wollte daher dem alten Herrn immer mehr bedünken, es sei nur durch Missverstand gekommen, dass er den mächtigen Ritter in die Acht erklärt habe. Die beiden Herren, Philipp von Flörsheim und Dieterich Späth, welche die Vermittelung für Sickingen übernommen hatten, erhielten unter diesen Umständen von Kaiserlicher Majestät bereitwillig die Zusage, den Ritter empfangen zu wollen, wenn er sich zu Insbruck stellen würde. Als darauf die Unterhändler, für diese Gnade dankend, nun auch um sicheres Geleit für Sickingen baten, legte der Kaiser seine rechte Hand auf die linke Brust derselben und sagte: „Zieheth hin! *Wir* wollen Euch und Franz von Sickingen Geleites genug sein, auch demselben, wenn er auf unsere Treu und Glauben erscheint, nicht allein kein Leid an seinem Leib und Gut zufügen, sondern auch ihm alle Gnade beweisen.“

Als die edlen Herrn, die nun ohne Zögern gen Ebernburg zurück ritten, diese frohe Nachricht überbracht hatten, machte sich Sickingen ganz in der Stille sofort auf den Weg und erreichte in den Ostertagen 1518 die Hauptstadt Tyrols. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft durch die ganze Stadt und erregte in allen Kreisen Sensation. Herr Nikolaus Ziegler, der von den Vorgängen keine

Kenntniss erhalten hatte, gerieth in nicht geringe Verlegenheit; allein als Hofmann wusste er sich zu helfen, machte gute Miene zum bösen Spiele, liess den Ritter aufs Verbindlichste beglückwünschen und schickte ihm zwei Lögel Rheinflall zur Erquickung nach den Strapazen der Reise.

Grafen und Ritter strömten in Sickingens Herberge zusammen, um ihn zu begrüßen. Auch Graf Emich von Leiningen, der in eigenen Angelegenheiten bei Hofe war und viel mit Zieglers Ränken zu kämpfen hatte, war eben eingetreten, als das Geschenk mit der Beifügung überbracht wurde, wenn der Wein munde, stehe noch mehr zur Verfügung; da Sickingen alsbald darauf die Probe nehmen wollte, fuhr der Graf heftig auf und sagte: „Franz, du weist doch, wie der Ziegler es mit dir gemeint; ich tränke Nichts von dem Weine“. Allein Sickingen, in guter Laune, füllte den vergoldeten Becher, den er immer bei sich führte, mit Rheinflall, trank dem Grafen zu und forderte ihn auf, alles Grams und Haders zu vergessen. Das wirkte; Heiterkeit bemächtigte sich der ganzen Versammlung und in kurzer Zeit waren beide Lögel ausgetrunken.

Schon für den folgenden Morgen war Franz bei Kaiserlicher Majestät zur Audienz beschieden. Als er in den Saal trat, fand er bei dem Monarchen Niemanden als den Geheimen Rath Hanns von Renner. Der Ritter wollte Fussfall thun, allein der Kaiser hinderte ihn daran, und sagte: „Nein, nein, Franz! es bedarf dessen nicht; denn wir befinden, dass nur ein *Missverständ* zwischen uns gewesen ist. Wir haben dich auch darum nicht hierher erfordern lassen.“ Durch diese Freundlichkeit ermuthigt, sprach Franz den Kaiser im Wesentlichen mit folgenden Worten an: „Ich bin durch viele und merckliche Ursachen bewegt worden, mich eines Dieners des Bischofs von Worms, dessen Lehnsmann und Freund ich bin, anzunehmen, welchen Bürgermeister und Rath dieser Stadt gewalthätig aus dem Seinen vertrieben, und seines Eigenthums beraubten. Dieselben haben darnach zwar sich des Rechtens

erboten, dieses Recht aber durch böse List, Schrecken und Gaben aufgehoben, um ihre muthwilligen und unwahrhaftigen Ursachen zu bemänteln, und Andere bei Ew. Majestät in Ungnade, sich selbst aber in Gnade zu bringen. Dieweil aber mein Sinn und Gemüth niemals dahin gestanden, das geringste Ew. Majestät zur Verkleinerung zu thun, indem ich als einer von der Ritterschaft Dieselbe für meinen allergnädigsten Herrn erkenne, so erscheine ich hier, um mich in Demuth und Unterthänigkeit zu entschuldigen und zu bitten, mir all das zu verzeihen, worin ich auch Ew. Majestät erzürnt haben sollte und mir wiederum ein gnädigster Kaiser zu werden; wogegen ich mich erbiете, Ew. Majestät ein gehorsamer Diener zu sein und zu bleiben, und mich gegen Dieselbe stets, wie es einem Ritter geziemt, zu halten.“

Durch diese Vertheidigung sichtlich befriedigt, lächelte Maximilian und sprach: „Nun, nun Franz! was geschehen ist, ist geschehen. Ich will dir ein gnädiger Kaiser sein“. Nachdem die Majestät darauf ferner bemerkt hatte, Herr Renner habe Befehl erhalten, dem Ritter das Weitere kund zu thun, wesshalb man ihn habe her erfordern lassen, und dass Dieselbe Sich allergnädigst dess versehe, er werde sich darin willfährig erzeigen, reichte der Kaiser ihm die Rechte als Zeichen der Versöhnung und zog sich zurück.

Die angekündigten Verhandlungen begann Herr Renner am folgenden Tage mit der Eröffnung, die erste und unerlässliche Bedingung der erneuten Huld des Kaisers sei, dass Franz sich von dem Dienstvertrag mit Frankreich lossage. Als hierauf eine ganz befriedigende Erklärung erfolgt war, und Renner erwiedert hatte, das werde Ihre Majestät gerne hören, werde nun aber auch Ihren Dienst dem Ritter nicht erlassen: da gab Franz bei dieser Gelegenheit einen wohlthuedenden Beweis von seinem treuen Gemüthe und von seiner Anhänglichkeit an das Kurpfälzische Haus, welches damals bei dem Kaiser in Ungnade gefallen war; er erklärte nämlich freimüthig, *wenn*

scine Dienste von Nutzen sein sollten, müsse er sehr wünschen, dass der Pfalzgraf am Kaiser wieder einen gnädigen Herrn erlange. Unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken wurde diese Bitte angenommen und ihre Gewährung verheissen. Hierauf wurde der Dienst weiter besprochen, und Herr Renner verlangte besonders, dass Franz sich verbindlich machen sollte, an dem bevorstehenden Kriege wider Herzog Ulrich sich zu betheiligen. Nicht ohne Widerstreben, wie es scheint, wurde Franz, bei welchem Herzog Ulrich wegen seiner ritterlichen Tugenden in hohem Ansehen stand, auch zu diesem Zugeständnisse bewogen. Als diese Angelegenheiten zur Zufriedenheit erledigt waren, verständigte man sich über Bestallung und Jahrgehalt, und Franz erhielt sofort als Reiseentschädigung 300 Ducaten aus dem Kaiserlichen Schatz ausgezahlt.

Mit hoher Befriedigung kehrte nun unser Ritter nach Ebernburg zurück. Aus einem Handel, der ihn leicht um Ehre, Gut und Leben hätte bringen können, war er reicher an Ehre, Macht und politischer Bedeutung hervorgegangen. Um seiner Dankbarkeit und Hochachtung gegen den Kaiser Ausdruck zu geben, liess Franz eine grosse goldne Medaille prägen, auf deren einer Seite sich des Kaisers Brustbild befand mit der Umschrift: Cole Deum, exin publica ama justumque tuere MDXVIII; auf der andern Seite: Der Kaiser auf dem Thron mit Scepter und Reichsapfel, zu seinen Füssen über dem Wappenschild Franz von Sickingen knieend, in seiner Linken eine Rolle, worauf geschrieben steht: Armis Mercurium si non, dann als Umschrift weiter: Praeponas, maxime Caesar, Semper eris victor, faustaque regna tenens. Diese Denkmünze, wurde mit ehrerbietigem Begleitschreiben dem Kaiser übersandt, und Abdrücke in Silber an Verwandte und Freunde ausgetheilt.

Die Irrungen mit der Stadt Worms hatten sich noch fortgesponnen, bis sie im J. 1521 durch die Kurfürsten von Trier und Sachsen geordnet wurden. So viel es möglich war, sind

die Vertriebenen, welche mit Weib und Kindern Sickingen 4 Jahre lang aus Mitleid unterhalten hatte, wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, und bezüglich der Anforderungen Sickingens lautet das Erkenntniss: „Da ein jeder Theil sich gegen den andern möchte zu beklagen haben, . . . so sollen alle Anforderungen und Schäden, wie dieselben mit Worten oder Werken vor, in und nach der obgenannten Fehde sich begeben haben, gegen einander verglichen, compensirt, aufgehoben und ab sein“.

Wenige Monate nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser schlug Sickingen von Neuem los. Zunächst zog er wider die Reichsstadt Metz, um die dortigen Patricier zu züchtigen. Die Sache war kurz folgende:

Pierre Soufroy genannt Burtraulx, aus Metz gebürtig, hatte schon seit 1512 Händel mit der Stadt wegen einer Mühle bei Vallières, die er als sein Eigenthum betrachtete. Da seinen Ansprüchen nicht willfahrt wurde, suchte er sich zunächst selbst zu helfen, indem er Metzger Kaufleute auf der Rückkehr von der Frankfurter Messe niederwarf und plünderte. Später verkaufte er seine Ansprüche an Philipp Schluchterer von Erffenstein, den der Metzger Chronist jener Zeit, Phil. van Vigneulles, einen deutschen Grafen und Vetter des Franz v. Sickingen nennt. Die Befehdung der Stadt entbrannte nun von Neuem und heftiger. Der Verkehr war dadurch in drückender Weise gehemmt und die umliegenden Orte wurden schwer geschädigt. Der Rath der Stadt rief die Hülfe des Kaisers an und erwirkte die Achtserklärung gegen die Schuldigen. Hierauf gestützt, setzte der Rath auf die Einlieferung oder Tödtung der Geächteten einen hohen Preis aus. Ein Hufschmied, der in der Stadt Bann war, wagte das Unternehmen, indem er hoffte dadurch, ausser dem festgesetzten Preis, sich auch noch das Bürgerrecht in Metz wieder zu gewinnen. Im Juli 1518 wusste er sich Eingang zu verschaffen auf Quesester (Kaisersberg?), einem Schlosse des Phil. Schluch-

terer, bei welchem eben ausser Pierre Soufroy auch Franz v. Sickingen als Gast anwesend war. Die Kugel, welche der Hufschmied abschoss, war dem Schlossherrn zudedacht, verfehlte aber das Ziel und traf Pierre Soufroy. Der Mörder entkam nach Metz, wo er nicht allein den ausgesetzten Preis erhielt, sondern auch als Metzger Bürger rehabilitirt wurde.

Nach diesem Vorgang, der sich während der Anwesenheit des Ritters Franz ereignete, war dieser entschlossen sich seines Veters anzunehmen und die Ungerechtigkeit der Metzger zu bestrafen. Zu dem Ende sammelte er ein beträchtliches Heer, das noch verstärkt wurde durch eine ansehnliche Schaar, die ihm Jamet von der Mark, ein jüngerer Sohn des Herzogs von Bouillon, zuführte. Im Ganzen waren es 2200 Pferde und etwa doppelt so viel Fussknechte, mit denen er gegen die Reichsstadt Metz anrückte, nachdem er derselben am 29. Aug. förmlich den Krieg erklärt hatte. Sobald sich das Gerücht von dem Anzug der feindlichen Armee verbreitete, suchte sich alles Volk in den umliegenden Ortschaften hinter den schützenden Mauern von Metz zu retten. Mehr als 1200 Karren mit Getreide, Möbeln und Kindern, ausserdem zu Fuss eine unzählige Menge von Männern und Frauen, jung und alt, zogen in die Stadt ein, so dass die Thore zu eng waren, um die Menge der hastig Flihenden zu fassen.

Nach Beginn der Belagerung machten die Städtischen verschiedene Ausfälle, wurden aber jedesmal mit grossem Verluste zurückgeworfen. Die Ueberzeugung machte sich bald allgemein geltend, dass man dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen sei. Bei der grossen Menge Menschen, die in der Stadt zusammengedrängt war, stieg der Preis der Lebensmittel bald zu einer unerschwinglichen Höhe. Für das Vieh fehlte es an Futter und die Hälfte davon ging vor Hunger zu Grunde. Unter diesen Umständen wurde die Masse des Volkes unzufrieden und meuterisch und warf alle Schuld an dem Elende auf die regierenden Herren. Diese sahen sich daher genöthigt

um Frieden zu bitten. Die Unterhandlungen, welche wegen der hohen Forderungen, die Sickingen anfangs stellte, nicht so rasch erledigt waren, führte von Seiten des letzteren der Rheingraf (Philipp von Dhaun), und seinen Bemühungen war es zu danken, dass am 6. Sept. der Friede abgeschlossen wurde unter der Bedingung, dass die Stadt 25000 Goldgulden an Sickingen zahlte und für das Heer einen ganzen Monatssold. Das Geld wurde am folgenden Tage dem Rheingrafen vorgezählt und übergeben, dann in ein Fass verpackt und auf einem Karren in das Lager gefahren. Sickingen zog nun sofort mit seinem Heere ab; der Rheingraf aber kehrte an demselben Tage in die Stadt zurück und übernachtete daselbst. Als Anerkennung für die guten Dienste, die er geleistet, gaben ihm die Metzzer ein schönes Pferd, auch soll er ausserdem noch eine grosse Summe Geldes erhalten haben*). — Das Volk, das sich vom Lande in die Stadt begeben hatte, war über den Abschluss des Friedens unaussprechlich froh, und wollte jeder sofort zu seinem Wohnsitze zurückkehren; allein der Rath gestattete es nicht, sondern hielt die Thore mit je 30 Mann in Waffen noch 3 Tage und Nächte besetzt und zwar aus dem Grunde, weil der Rheingraf geäussert hatte, dass weder er noch Franz die Landsknechte an einem Ueberfall gegen die Heimziehenden verhindern könnte; mehr als 2000 Mann hätten sich ohne Sold, nur um der Beute willen, eingefunden, und diese seien es, welche mit einem Haufen Gesindel aus dem Metzzer Lande mehr Schaden gethan, als die ganze Armee.

Als Franz noch vor der Reichsstadt Metz lag, hatte er

*) Von dem Rheingrafen sagt Vigneulles: „Dieser Herr war einer der schönsten Edelleute, die ich in meinem Leben gesehen habe, auch ein feiner Hofmann. Er nannte sich einen guten Freund der Metzzer, denn er hätte in dortiger Gegend einen Theil seiner Jugend zugebracht“. Sein Grabstein findet sich in der Kirche zu St. Johannisberg bei Dhaun.

schon einen neuen Krieg geplant, und zwar galt es diesmal einem Reichsfürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Die Veranlassung zu dieser Fehde in grösserem Styl gaben Rechtsverletzungen, deren die hessische Regierung gegen Konrad von Hattstein, Mitbesitzer der Ganerbenfeste Reiffenberg, und andere beziehen wurde, namentlich auch gegen Hans v. Sickingen, der seine Ansprüche an seinen mächtigen Vetter abgetreten hatte. Die wahren Ursachen lagen weiter zurück in den Kränkungen und Gewaltthaten, die sich Landgraf Wilhelm im baierischen Kriege gegen den Adel erlaubt hatte und die unter der nun bestehenden Regierung fortgesetzt wurden. Aufreizend wirkte auch die Laune des jungen Landgrafen, der es liebte, geringschätzig, höhnische Reden gegen die deutsche Ritterschaft zu führen. Bei dem Tode seines Vaters war er noch minderjährig und wurde ihm eine Vormundschaft gesetzt. Mit dieser lebte die verwitwete Landgräfin, Anna von Mecklenburg, in steter Fehde. Die ehrgeizige und energische Frau konnte es nur schwer verwinden, dass sie von der vormundschaftlichen Regierung ausgeschlossen war und ausserdem, wie sie klagte, in ihrem Witthum benachtheiligt wurde. Es fehlte daher nicht an der Vermuthung, dass die vielfach gekränkte hohe Frau im Geheimen Sickingens Schutz angerufen habe, und diese Annahme gewinnt eine gewisse Berechtigung in dem auffallenden Umstande, dass nach Beendigung des Krieges auf Verlangen Sickingens die Rechtsansprüche der verwitweten Landgräfin in den Friedensschluss mit aufgenommen wurden. Auch soll Kurpfalz die Befehdung Hessens, als Züchtigung für die vielen Unbilden während des pfälzisch-baierischen Erbfolgekrieges nicht ungern gesehen haben.

Am 8. September 1518, also zwei Tage nach dem Abschluss des Friedens mit der Reichsstadt Metz, erliess Franz den Fehdebrief an Hessen, und bereits am 15. Sept. hat er oberhalb Worms bei Roxheim mit seinem stattlichen Heere

den Rhein überschritten. Vor Gernsheim traf er zuerst mit den vorgeschobenen hessischen Heerhaufen zusammen. Die Hauptleute schickten ihm einen Abgesandten zu, um ihn zu fragen, was er denn wolle und warum er den Landgrafen überziehe. Sickingen gab hierauf eine kurze Auseinandersetzung und fügte hinzu: *Hinein nach Gernsheim wolle er, um da sein Mittagessen zu halten; darnach sollten sie sich richten.* Diese Antwort verursachte im Kriegsraath zu Gernsheim einen solchen Schreck, dass nach kurzer Berathung beschlossen wurde, sich sofort nach Darmstadt zurückzuziehen, wo die Hauptmacht concentrirt war. Der Rückzug artete, als Sickingens Heer mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen heranzog, bald in eine hastige, unordentliche Flucht aus; Mancher verlor seine Eisenhaube, oder den Speer oder ein anderes Stück Rüstung*). Grosse Massen Korn und Hafer, mehrere tausend Stück Vieh, das nach Darmstadt gebracht werden sollte, war für die Sickingen'schen eine willkommene Beute; ausserdem fielen eine Menge Geschütze und beträchtliche Vorräthe Pulver in Sickingens Hände. Mit einer Abtheilung des Heeres rückten Götz von Berlichingen und Hilchen von Lorch in die Grafschaft Katzenelnbogen ein. Das Landvolk fiel ihnen überall zu, und die meisten Burgen ergaben sich, ohne grossen Widerstand zu leisten.

Der junge Landgraf flüchtete nach Giessen. Sickingen zog wider Darmstadt, schloss dasselbe von allen Seiten ein und richtete die Feuerschlünde gegen die geängstete Stadt. Eben hatte die Beschiessung begonnen, als Markgraf Philipp von Baden seine Vermittelung anbot, und bald darauf auch der Friede unter folgenden Bedingungen abgeschlossen wurde: Der verwittweten Fürstin musste das Witthum gesichert, ferner den gekränkten hessischen Rittern jede Genugthuung ge-

*) Ulmann a. a. O. 107.

leistet werden; Sickingen erhielt eine Kriegsentschädigung von 35000 Gulden, und zudem mussten die noch rückständigen Brandschatzungen im Betrage von 50000 Gulden gesichert werden. Wenn auch in Folge Kaiserlichen Inhibitoriums der Vertrag nicht vollständig zur Erfüllung kam, so ist doch Sickingen reich an Geld und Geschütz aus diesem Feldzug heimgekehrt.

Auch die Reichsstadt Frankfurt wurde von Sickingen bei dieser Gelegenheit zur Strafe dafür, dass sie, wiewohl ungern, früher den Wormsern und jetzt den Hessen einigen Beistand geleistet hatte, um 4000 Gulden geschätzt, und sowohl der Stadt-Schultheiss wie auch Walter von Kronberg, welche die Sache vermittelt hatten, erhielten ansehnliche Geschenke, weil durch ihre Bemühungen der Stadt die Belagerung erspart worden war.

Franz von Sickingen war nach der hessischen Fehde reichlich mit Mitteln jeder Art versehen, um dem Kaiser im Kriege gegen Herzog Ulrich den zugesagten Beistand zu leisten. Die Unterhandlungen mit dem trotzigen Manne waren erfolglos, und das Ungewitter brach über ihn ein. Franz hatte in der Eifel, in Hessen und Sachsen beträchtliche Werbungen gemacht und bereits im August 1518 ein Heer von 8000 Reitsigen gesammelt, mit dem er auszog, um Württemberg zu überziehen.

Der Herzog hatte Baden und die Städte Speyer und Strassburg ersucht, diesem furchtbaren Feinde den Durchgang zu wehren. Sickingen war aber ungehindert über den Rhein gegangen und der Grafschaft Mömpelgard näher gerückt. Ritter Eberhard von Reisach hatte Befehl erhalten, sich ihm mit 6000 geworbenen Schweizern entgegen zu werfen. Allein unterdessen hatte Ulrich selbst die Zahl seiner Feinde vermehrt, indem er unkluger Weise die Reichsstadt Reutlingen überzog, mit Gewalt nahm und sich huldigen liess. Reutlingen aber gehörte zum schwäbischen Bunde. Empört über diese

Gewaltthat sagte nun auch der Bund dem Herzog ab, und alle Genossen desselben rüsteten mit grosser Erbitterung.

Den vereinten feindlichen Streitkräften konnte der Herzog nicht widerstehen, obwohl er es an kräftigen Anordnungen zu seiner Vertheidigung nicht fehlen liess. Nach einander ergaben sich mehrere Städte und Festen. Allein als die Verbündeten vor Tübingen kamen „und die Stadt wollten belagern, hat der Herzog von Württemberg mit Schlangen herausgeschossen, und seine Feinde unfreundlich empfangen, und Schaden gethan. Darauf haben die Obersten das Geschütz gestellt, und streng in das Schloss und in die Stadt geschossen, und haben dem Schloss so gewaltig zugesetzt, dass sie den starken Thurm, den der Herzog neulich gebaut hat, niedergeworfen. Der Herzog, als er sah, dass er sich nicht konnte halten, ist er hinweg gewichen . . . Stuttgart war die Hauptstadt im Würtemberger Land, darin ein fürstlich Schloss, da der Herzog pflegt Hof zu halten, und das grösste Weinwachs ist. Als die Einwohner den gewaltigen Haufen vor der Stadt gesehen, haben sie sich nit unterstehen dürfen, zu wehren und sich bald ergeben.“ So ging es weiter, und das ganze Herzogthum war bald von dem Feinde besetzt.

Als Entschädigung für die grossen Opfer, welche Sickingen in diesem Kriege gebracht hatte, wurde ihm Stadt und Amt Neuburg und später noch Wildbad überlassen.

Die beiden älteren Söhne des Ritters hatten in diesem Kriege mitgefochten. *Schweikard* war damals schon ein stattlicher Junker; *Hanns* war fröhlich zum ersten Mal mit ins Feld gerückt, und die Proben der Tapferkeit, die er ablegte, waren der Art, dass sie für die Zukunft zu glänzenden Erwartungen berechtigten.

Während des Krieges hatte Sickingen Gelegenheit, zwei verehrten Freunden wesentliche Dienste zu leisten. Joh. Reuchlin lebte damals zu Stuttgart. Bei Uebergabe dieser Stadt, welcher schwere Misshandlung drohte, eilte Sickingen, besorgt

für seinen alten Lehrer, herbei, um ihn zu schützen, und haben die deshalb getroffenen Anordnungen überhaupt der ganzen Stadt zum Heile gereicht. Der andere war Götz von Berlichingen. Dieser Waffengenosse Sickingens kämpfte diesmal zu seinem Unglück auf feindlicher Seite in Diensten des Herzogs. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde er bei Uebergabe von Schloss Möckmühl gefangen und nach Heilbronn abgeführt zu ritterlicher Haft, die ihm ausdrücklich versprochen war. Allein auf Antrag der Bundesversammlung zu Esslingen legten ihm die Heilbronner eine schwere Urpheid vor, die er beschwören sollte, und da er sich dess weigerte, drohten sie damit, ihn in den Thurm zu werfen. Da machte sich sein Weib auf, ritt in das Feldlager und machte Sickingen und Frundsberg Mittheilung von dem, was vorging. Beide Anführer erschienen darauf bald zu Heilbronn, liessen den Rath zusammen kommen und nöthigten ihn dem gemeinsamen Freunde die ritterliche Haft förmlich zu verbiefen. Diesen Freundesdienst erwähnt Götz in seiner Lebensbeschreibung mit den wärmsten Worten der Dankbarkeit und erzählt dann weiter: Nach Erledigung der Sache mit dem Rath „kamen sie des Nachts zu mir in mein Stüblein, und waren ihrer gar viel, dass sie nicht alle sitzen konnten, sondern mussten das mehr Theil stehen, und zechten wir und waren fröhlich“. — Götz nennt unsern Ritter seinen geliebten Schwager, was hier so viel als Verwandten überhaupt bedeutet. Nach Goethe's Götz war die Schwester desselben Sickingens Ehefrau, was nicht historisch ist; allein darum wird Niemand mit dem grossen Dichter rechten wollen.

Endlich dürfen wir hier die innigen Beziehungen nicht unerwähnt lassen, welche sich während des Krieges namentlich im Lager vor Stuttgart zwischen Franz v. S. und Ulrich von Hutten anknüpften, dem berühmten Manne, der unter seinen Standesgenossen neben Sickingen am meisten hervorragte durch Geistesgrösse und edle, opferwillige Bestrebungen

für den Ruhm und die Freiheit des Vaterlandes. Am besten hören wir Hutten selbst, wie er sich über sein damaliges Verhältniss zu Sickingen in einem an Arnold von Glauberg gerichteten Schreiben ausspricht:

„Ich werde von unserm Bundeshauptmann, Franz von Sickingen, mit der grössten Freundschaft und Achtung behandelt. Er hat mich beständig bei sich. Wir schlafen zusammen und plaudern zusammen, so oft wir freie Stunden haben. Gegen ächte Gelehrte hegt er die innigste Ehrfurcht. In Wahrheit ein grosser Mann, von hohem Geist und Muth, den weder Glück noch Unglück zu erschüttern vermögen. So anziehend sein vertrauter Umgang ist, so lehrreich sind seine Gespräche, wenn die Rede auf bedeutende Gegenstände fällt. Seine Denk- und Handlungsweise tragen das gleiche Gepräge des Edelmuths. Dabei hasst er allen falschen Schein und leeres Gepränge. Um dieser Tugenden willen ist er auch den Soldaten so lieb, dass sie es sehr bedauern, ihn nicht zum obersten Anführer*) des Bundesheeres zu haben.“

Noch während des Krieges war Kaiser Maximilian (am 12. Jan. 1519) gestorben, und somit der deutsche Kaiserthron erledigt. Die Wünsche der Nation waren nun auf Friedrich den Weisen gerichtet; allein dieser lehnte die dornenvolle Ehre, die Kaiserkrone zu tragen, grossmüthig ab, und es gab nur ausländische Bewerber, unter denen König Franz von Frankreich die meiste Aussicht zu haben glaubte.

Wir erinnern uns, dass der König mit Rücksicht auf seine ehrgeizigen Pläne auch unsern Ritter in seine Dienste genommen; allein dieser hatte bei der Aussöhnung mit dem Kaiser sich verpflichtet, die Verbindung mit Frankreich zu lösen. Die erwünschte Veranlassung dazu kam bald. Mehrere deutsche Kaufleute hatten nämlich an Mailändische beträchtliche Forderungen, deren Zahlung sie nicht erlangen

*) Den Oberbefehl hatte Wilhelm von Bayern.

komten. Sie wandten sich an Sickingen; dieser übernahm die Forderungen auf sich und zahlte ihnen dafür 25000 Fres. baar. Als nun die Mailänder wie gewöhnlich nach der Frankfurter Messe zogen, benutzte Sickingen diese Gelegenheit und nahm ihnen so viel Waaren ab, dass seine Baarzahlung gedeckt war. Darüber beklagten sich die Mailänder bei König Franz, der ihr Oberherr war, und dieser zog den Ritter, seinen Dienstmann, zur Rechenschaft; allein Sickingen antwortete kurz: „In Deutschland finde sich eben so viel Rechtspflege wie in Frankreich“, womit er sagen wollte, dass er also nicht nöthig habe, sein Recht ausserhalb zu suchen oder zu empfangen. Der König, der über diese Antwort beleidigt war, entzog zur Strafe Sickingen das Jahrgehalt, und dieser war froh, der drückenden Verbindlichkeiten entledigt zu sein.

Um dieselbe Zeit hatten auch die Herren von der Mark, in ihrem Stolze durch die Herzogin von Angoulême mehrfach verletzt, sich von König Franz abgewandt und mit grösstem Eifer die Partei des Königs von Spanien ergriffen. Mit diesen Herren im Bunde wirkte dann Sickingen auf diplomatischem Wege mit glücklichem Erfolg für König Karl. Die Agenten der Gegenpartei mussten das bald merken, und als sie über Sickingens Einfluss an Franz berichtet, sah dieser zu spät ein, dass man die Bedeutung des Mannes unterschätzt hatte, und liess sich in seiner Verzweiflung so weit von der Eitelkeit hinreissen, dass er an den nicht lange vorher stolz abgefertigten Ritter zu Ebernburg eine Gesandtschaft schickte, die ihn bewegen sollte, in des Königs Dienst zurückzutreten oder doch den Werbgesandten desselben mit Rath und That beizustehen. Zur Belohnung dafür versprach er nicht weniger als 30000 Kronenthaler baar und eine auf Land und Leute versicherte jährliche Rente von 8000 Sonnenkronen auf Lebenslang. Wie zu erwarten stand, wies Franz von Sickingen diesen glänzenden Antrag ab und versäumte nicht, dem Könige Karl von der Sache Mittheilung zu machen.

Der entscheidende Tag kam näher. Die Kurfürsten — geblendet durch die reichen Spenden französischer Gelder — standen auf Seiten des Königs von Frankreich; aber erfreulich ist es zu sehen, dass in der Ritterschaft, den Städten und im ganzen Volke die nationale Stimmung erwachte und einmüthig sich gegen Frankreich aussprach. Indessen würde der allgemeine Volkswille schliesslich wenig gefruchtet haben, hätte ihm nicht Sickingen Nachdruck gegeben, indem er — in Uebereinstimmung mit seinen politischen Freunden, die er in der Versammlung zu Höchst von seinem Vorhaben in Kenntniss gesetzt und dafür gewonnen hatte, — eine auserlesene Reiterei von 6000 Mann zusammen zog, damit, während Frundsberg mit dem Fussvolk in Mainz stand, gen Frankfurt rückte und sich vor den Wällen der Stadt lagerte, angeblich um die Freiheit der Wahl zu schützen. In dieser Action stand Sickingen ganz im Dienste der Volkspartei, zu welcher auch der Adel und die Städte hielten, und da derselbe Geist auch die Armee beseelte, stand der Entschluss fest, den nationalen Willen nöthigenfalls mit Gewalt durchzuführen. Jetzt konnte es nichts mehr helfen, wenn der König von Frankreich den Wählern das Doppelte bot. Unter der Pression, welche Sickingen durch Entfaltung seiner Banner vor der Wahlstadt ausübte, wurden die Kurfürsten anderen Sinnes und wählten am 28. Juni König Karl von Spanien, Maximilians Enkel, einstimmig.

Der neue Kaiser, Karl V., wusste den Einfluss, welchen Sickingen auf die Wahl ausgeübt hatte, vollständig zu würdigen und war nun bestrebt, ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Mittelst eines in den huldvollsten Ausdrücken abgefassten Schreibens wurde Sickingen nach Aachen berufen und hat dort zur Rechten des Kaisers der Krönungsfeier beigewohnt. In mehreren Unterredungen hatte er dann Gelegenheit, dem Kaiser näher bekannt zu werden, ihm auch seine Ansichten und Rathschläge zu ertheilen. Bald darauf fand zu Neuhausen

bei Worms eine eingehende Besprechung statt zwischen Sickingen und den Räthen des Kaisers, und mit diesem hatte er bald darauf eine Zusammenkunft zu Mainz, wo noch ein besonderes Anliegen des Kaisers ins Reine gebracht wurde. Die Kasse desselben war durch die Reise- und Krönungskosten erschöpft; er wünschte daher einen Vorschuss von 2000 Dukaten, den ihm Franz sofort und zwar ohne Zinsen und ohne weitere Sicherung „auf Seiner Majestät Treu und Glaube“ darreichte. Dazu kam im folgenden Jahr ein weiteres Darlehn von 20000 rhein. Goldgulden, deren Erstattung der Kaiser für die Frankfurter Ostermesse 1522 versprach.

Nach diesen Vorgängen glaubte der Kaiser unserm Ritter einen besonders wohlthuenden Beweis seiner Huld zu geben, indem er Willens war, ihn in den Reichsgrafenstand zu erheben; allein Sickingen dankte, wie Münch glaubt, stolz auf den Adel seines Geschlechts, aber wir vermuthen, vielleicht auch, weil er Grösseres im Auge hatte. Dagegen liess er sich durch die Vorstellungen der Erzherzogin Margaretha, des Kaisers Schwester, bewegen, die Anstellung zum *kaiserlichen Rath, Kämmerer* und *obersten Hauptmann* anzunehmen. Die Bestallungsurkunde vom 23. Oct. 1519 gedenkt seiner Verdienste um das kaiserliche Haus und seiner Tugend, Ehrbarkeit, Mannheit, Geschicklichkeit, seines guten Verstandes und Fleisses mit grossem Lob, gewährt ihm ein Rath- und Dienstgeld von 3000 currenten Gulden und bestimmt weiter, *dass derselbig Franziscus als Hauptmann zwanzig Kürassiere mit je drei gut gerüsteten Pferden, und vierzig Einspänniger, jeztlicher mit einem Pferd, zu Sicherung seiner Person und Bewahrung seiner Flecken aufnehmen, haben und halten soll.*

Die Gelegenheit für Sickingen, in seiner neuen Stellung als des Kaisers Feld-Hauptmann wirksam zu sein, war bald erschienen, aber zunächst in einem Kriege, an dem er keine Lust hatte sich zu betheiligen; denn es galt den Herren von der Mark, seinen alten Freunden und bewährten Kriegs-

genossen. Robert II. von der Mark hatte nämlich, weil ein Gesuch desselben bezüglich einer kleinen Stadt in den Ardennen die erwartete Berücksichtigung beim Kaiser nicht gefunden hatte, in leidenschaftlicher Gereiztheit mit diesem gebrochen und sich dem Könige von Frankreich reuig wieder in die Arme geworfen. Dieser Rücktritt wurde am Hofe zu Versailles mit Entzücken begrüßt, und von Neuem unverbrüchliche Freundschaft geschlossen, auch die Herzogin von Angoulême bot Alles auf, um sich mit den Damen von der Mark und Fleuranges auszusöhnen. Vergebens waren bei von der Mark die Warnungen und Ermahnungen seiner besten Freunde, namentlich auch Sickingens und seines eigenen Bruders, des Cardinals zu Lüttich; der verblendete Herzog liess sich dazu hinreissen den Kaiser zu befehlen, und nachdem ihm der König Franz ein kleines Heer von Söldlingen als Hülfsstruppen zur Verfügung gestellt und weiteren Beistand versprochen hatte, wuchs sein Trotz ins Masslose. Des Herzogs Sohn, der Marquis von Fleuranges, rückte mit 15000 franz. Söldnern und 1500 Reitern ins Luxemburgische ein, wenn auch nicht in der Meinung, das Reich zu stürzen, so doch in der zuversichtlichen Hoffnung, demselben einige empfindliche Wunden zu schlagen. Die Züchtigung dieses Uebermuthes wurde Franz v. Sickingen und Heinrich von Nassau übertragen; indessen rückte damals Nassau allein ins Feld, um Sickingen wegen seiner Beziehungen zum Hause von der Mark zu schonen. Fleuranges zog sich zurück. Das Herzogthum litt schwer. Nach einander wurden mehrere Plätze erobert und geschleift; Bouillon ergab sich und wurde geschont. In kurzer Frist hatten die Kaiserlichen das ganze Herzogthum besetzt. Die Macht und der Trotz der Herren von der Mark, die von Frankreich verlassen, zu spät ihren thörichten Uebermuth bereuten, waren völlig gebrochen.

Die Deutschen standen nun an der Grenze Frankreichs. Der König hatte, woran Niemand zweifeln konnte, den Herzog zu der unglücklichen Fehde aufgereizt, auch anfangs unter-

1521-20

stützt und überhaupt eine sehr zweideutige Rolle gespielt. Dafür wollte ihn der Kaiser ernstlich strafen und gab daher seinen Feldherrn Sickingen und Nassau Befehl in Frankreich einzurücken. Zunächst wurde Mouson belagert und ergab sich nach erfolglosem Widerstande. Nun war weiter abwärts an der Maas die Festung Mezières noch übrig. Sickingen rieth, sich an der Belagerung dieses festen Platzes nicht aufzuhalten, sondern rasch in's offene Feld vorzudringen, ehe der König sein Heer zusammen ziehen konnte, die einzelnen Abtheilungen zu überfallen und dadurch dem Feldzug eine rasche und glückliche Entscheidung zu geben; allein er wurde im Kriegsrath überstimmt und fügte sich der Mehrheit nur mit Unmuth. So wurde also Mezières berennt, dessen Vertheidigung Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, übernommen hatte. Bald waren durch die Geschütze der Kaiserlichen die Mauern und Werke der Stadt der Art zertrümmert, dass die Festung voraussichtlich sich nicht mehr lange halten konnte. Wenn aber dennoch die Uebergabe nicht erreicht, auch die Erstürmung nicht unternommen wurde, so lag die Ursache davon in der Eifersucht zwischen beiden Feldherren, welche Bayard mit arger List zu nähren und bis zur Leidenschaft anzufachen wusste. Auch fehlte es am Gelde, und wurde von den Anführern bitter geklagt über die Saumseligkeit des Kaisers in dieser Beziehung. Unterdessen rückten die Franzosen zum Entsatz der Festung mit einem starken Heere heran. Die kaiserlichen Feldherren sahen sich ausser Stande, weitere Unternehmungen zu wagen, und traten noch rechtzeitig den Rückzug an, den sie nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Geschichtschreiber mit grösster Meisterschaft ausführten. Selbst Fleuranges gesteht, Franz von Sickingen würde, wenn er allein den Oberbefehl gehabt und ohne Bayards List, dem Könige gezeigt haben, wie selbst ein kleiner Feind es vermöge, sich furchtbar zu machen, wenn er, wie es bei jenem der Fall war, Muth und Talent besitze.

Nach der Abrechnung über die Kriegskosten war der Kaiser bei unserm Ritter mit 76,500 Goldgulden im Rückstande und schuldete ihm ausserdem als Entschädigung für zu Grunde gegangene Geschütze, die Sickingen geliefert hatte, 150 Centner Kupfer. Sickingen erlebte es nicht, dass eins oder das andere verabfolgt wurde. Der Kaiser bat um Ausstand bis zum August 1522 und verhoffte um so zuversichtlicher diese Nachsicht, als Franziseus sich immer seinen Wünschen willig und in guter Geduld bezeugt habe. Auch die Regentin Margaretha, deren wir oben schon gedacht haben, versicherte ihn brieflich, dass sie für Einhaltung der Zahlungsfrist mit sorgen werde. Dennoch verstrich die Frist erfolglos, und als sich darauf Sickingen zu einer weiteren Verlängerung des Termins bis zu Ostern 1523 verstand, erbot sich Margaretha zu seiner Sicherung einen Theil ihres Schmucks, der zu 30000 Gulden angeschlagen war, bei einem Kaufmann in Antwerpen zu hinterlegen, was jedoch Franz artig genug war auszuschlagen.

Allmählich war das anfangs so innige Verhältniss zwischen dem Kaiser und Sickingen erkaltet, und aus verschiedenen Ursachen eine Entfremdung eingetreten. Weder in den politischen Anschauungen, noch auch bezüglich der Bewegung auf kirchlichem Gebiete konnte sich Franz mit dem Kaiser verständigen. Seine Ideen waren unterdessen zur Reife gediehen; grosse Pläne arbeiteten in ihm, und er gedachte sie mit eigener Macht und auf eigene Gefahr zur Ausführung zu bringen.

Franz v. Sickingen auf der Höhe seiner Entwicklung.

Nach unsern bisherigen Mittheilungen haben wir Franz von Sickingen erst von *einer* Seite kennen gelernt. Wäre uns

sonst Nichts von ihm überliefert, so würde er immerhin eine interessante Erscheinung sein, er wäre für Deutschland etwa von derselben Bedeutung, wie in Frankreich Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, eine glanzvolle Verherrlichung des untergehenden Ritterthums. Wir müssten ihm nachrühmen, dass er mit unerschrockenem Muthe und mit Opferwilligkeit bereit war, den Unterdrückten zu Hülfe zu kommen, dass es stets irgend eine Vergewaltigung war, gegen die er sich erhob, irgend ein Unrecht, das er bekämpfte. Dies Lob spendet ihm selbst der französische Geschichtschreiber Gaillard, und fügt, nachdem er summarisch seine Thaten angeführt hat, bei: „Il faisait dans toute l'Allemagne le personnage que la fable attribue aux Hercules et aux Thésées. Aussi était-il aimé ou craint, et respecté par-tout; il disposait à son gré de presque tous les Seigneurs Allemands.“ Allein damit wären wir noch keineswegs berechtigt, dem edlen Manne eine hervorragende Stellung unter den grössten Männern des Vaterlandes einzuräumen. Dieser Ruhm gebührt ihm nur darum, weil er mit warmem Eifer sich den grossen Ideen hingeeben hat, welche sein Zeitalter bewegten. Sickingen gehört zwei geschichtlichen Perioden an. Einerseits schaut er zurück und andererseits ist er vorwärts gerichtet, verfolgt mit aufopfernder Hingebung Ziele, deren Verwirklichung sich unsere Nation erst in jüngster Zeit erfreut, wiewohl immerhin noch genug partikularistische Elemente vorhanden sind, auch der Kampf gegen die Anmassung Rom's, wie eine höhere Vorsehung unsere Angelegenheiten zu beherrschen, noch wogt. Wir misskennen es nicht, dass in Sickingens politischen Anschauungen sich Manches findet, das noch unklar gewesen ist und beeinträchtigt durch die Verhältnisse, in welchen er aufgewachsen war und lebte; gleichwohl sehen wir, dass seine Bestrebungen in der Richtung lagen, welche die Entwicklung des Vaterlandes schliesslich genommen hat. Mit Bezug hierauf ist Sickingen ein Charakter von geschichtlicher Bedeutung und verdient es gerade gegenwärtig

recht gewürdigt und hoch gehalten zu werden, da die Sehnsucht unserer Nation nach Einigung und der daraus hervorgehenden Machtstellung und Unabhängigkeit — wie sie schon in der ersten Zeit der Reformation in den edelsten Geistern erwacht war — endlich ihre Erfüllung findet.

Als Franz auf der Höhe seiner Macht stand, begann die Bewegung auf religiösem und kirchlichem Gebiete die Geister auf's Tiefste zu erregen. Ein Mann wie Sickingen, dessen offener Sinn für alles Wahre, Edle und Grosse schon frühe durch Reuchlin genährt worden war, konnte unmöglich davon unberührt bleiben. Wir sehen in ihm gleich anfangs einen warmen Freund und kräftigen Beschützer der neuen Lehre. Darum sind wir aber nicht berechtigt, voraus zu setzen, als hätte Franz schon vorher über die Religion gewisse sogenannte aufgeklärte Begriffe gehabt; ebenso sehr werden auf der andern Seite diejenigen Unrecht haben, welche seine religiöse Richtung durch Hinweisung darauf zu verdächtigen suchen, dass er noch kurze Zeit vorher für die Kapelle Trumbach sieben Klosterfrauen Franciscaner-Ordens gestiftet habe. Sickingen hatte bei seinem tiefen Gemüth religiöse Bedürfnisse, und so lange ihm etwas Besseres nicht geboten war, hat er dem überlieferten Alten mit Treue angehangen, wenn er auch im Einzelnen viele Mängel an der Kirche durchschaute. Allein als ihm später ein helleres Licht aufgegangen war, folgte er hinfort diesem mit Liebe und voller Hingebung.

Anfangs hielt Franz die religiösen Fragen, die eine so grosse Gährung hervorgerufen, für nichts Anderes als einen gelehrten Streit, um den er sich nur oberflächlich bekümmerte. Wenn er auch geneigt war, den Aufstellungen Luthers, der schon durch seine Kühnheit einen vortheilhaften Eindruck auf ihn machte, den Vorzug zu geben, so war er doch zur Sache noch schwankend, und in dieser Zeit ist es Ulrich von Hutten gewesen, der einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung seiner Ueberzeugungen ausübte. Wir erhalten da-

rüber einen willkommenen Aufschluss in einem Briefe, den Hutten am 9. Dec. 1520 von der Ebernburg an Martin Luther, „seinen geliebtesten Freund und Bruder, den unüberwindlichen Herold des göttlichen Wortes“, geschrieben hat. Zunächst klagt er darin über die Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen habe. Während er neue Freunde und Helfer anwerbe, sehe er viele von den alten abfallen, indem der Aberglaube so tief eingewurzelt sei, dass, wer dem römischen Papst widerstreite, eine niemals sühnbare Sünde begehe; selbst den standhaften Franz v. Sickingen habe man beinahe zum Wanken gebracht und zwar dadurch, dass man ihm einige ungeheure Dinge zeigte, welche Luther sollte geschrieben haben. Um solche widrige Eindrücke zu vertilgen, habe er begonnen, ihm Luthers Schriften vorzulesen, die er bisher nur kaum gekostet hätte. Bald habe Franz Geschmack an dieser Lesung gefunden, und weil er allmählich ahnete, welch ein Gebäude und auf welchem Grunde Luther es aufgeführt, habe er ganz verwunderungsvoll gefragt: *„Ist denn wirklich Jemand Kühn genug, alles Bisherige einzurissen; und wenn er den Muth hat, besitzt er auch hinreichende Kraft dazu?“*

Es nimmt lebhaft unser Interesse in Anspruch, zu sehen, wie bald Sickingen in den Kern der Sache eingedrungen war und sich hineingelebt hatte. Die Gegenpartei machte alle Anstrengungen, diesen einflussreichsten Mann wieder auf ihre Seite zu ziehen. Mehrere unter seinen Bekannten und Freunden drangen flehentlich bittend in ihn, er möge doch eine so bedenkliche Sache verlassen; allein er antwortete: *„Die Sache, welche ich vertheidige, ist gar nicht bedenklich oder zweifelhaft, sondern die Sache Christi und der Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unseres Vaterlandes, dass Luthers und Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde“*. Ja er ergriff selbst die Feder, um für die neue Lehre einzustehen. Wir meinen damit nicht seine Briefe an Luther, in denen er diesem die Ebernburg als Zufluchtsstätte öffnete, sondern das

ausführliche Sendschreiben, welches er an seinen Schwäher, den edlen und festen Junker Dietrichen von Handschuchsheim richtete, der wegen verschiedener Punkte der neuen Lehre bedenklich war. In fünf Rubriken, nämlich: 1) über die Niesung des Sacraments in beiderlei Gestalten, 2) über die Messe, 3) über die Verlassung der Klöster, 4) über die Anrufung der Heiligen und 5) über die Bilder in den Kirchen, spricht er sich eingehend über die Sache aus und legt sein Glaubensbekenntniß ab. Wir geben nur eine kleine Probe aus dem letzten Abschnitt. Mit vieler Mässigung und sehr tactvoll spricht er sich hier aus und sagt, dass man die Bilder der Heiligen verbrenne, halte er nicht für nutz, zumal so es aus Frevel oder verächtlicher Gestalt, daraus Aergerniss folgen möchte, geschehe. Ob sie in oder ausserhalb der Kirche seien, gebe oder nehme, fördere oder hindere den gerechten, wahren Weg zur Seligkeit nicht. Ja wenn man in geistlicher Anschauung betrachte ihr standhaftig Leben und festen Glauben an Christum und daraus Ebenbild nehme ihres Lebens und Wirkens, seien sie uns fruchtbar und desto bass zu dulden im Herzen; er besorge aber, dass solches wenig geschehe, sondern mehr das Gemüth und die rechte innerliche Betrachtung im Gebet vom rechten hohen aufsteigenden Weg in Gott abgezogen werde; darum seien die Bilder seines Erachtens in schönen Gemachen zur Zierde mehr nutz, denn in der Kirche. Am Schlusse spricht er noch von denen, welche meinen, sie wollten in dem Streit zwischen Luther und Papst keine Partei nehmen, sondern abwarten, wer Recht behalte. Denen sei es wohl wenig um die wahre Seligkeit zu thun. Es handle sich hier nicht um Luther sondern um Christum, von dem Luther Zeugniß gebe, und um seine auserwählten Apostel; und wer sich dem gegenüber auf die neue menschliche und päpstliche eigennützigte Auffassung verlasse, „von denen besorge ich, die werden, welche in diesem Streit Recht behalten, mit eher erfahren, als bis sie kommen in Klepperlins Haus,

da schlägt das höllisch Feuer zum Fenster hinaus, davor euch und uns Christus, unser Herr, durch sein bitter Leiden gnädiglich bewahre! Amen.“

Während bei Hutten, sobald er auf rein religiöse Dinge zu sprechen kommt, das humanistische Element nicht selten störend durchklingt, finden wir bei Sickingen den ungefärbten Ausdruck des gläubigen Gemüthes und der unmittelbaren Frömmigkeit. Mit warmem Herzen hatte er die Sache erfaßt und sobald es einmal bei ihm dahin gekommen war, ist er hinfort ein eifriger Beförderer der Reformation gewesen und ein treuer Freund aller, welche als Vorkämpfer in dieser grossen Bewegung da standen. Gar manche unter ihnen, die ihrer Ueberzeugungstreue wegen flüchtig werden mussten, haben bei ihm Zuflucht gefunden, und mit Bezug darauf bezeichnet Hutten die Ebernburg mehrfach als die *Herberge der Gerechtigkeit*. Sie war ihm selbst eine solche Herberge geworden, als er flüchtig, verfolgt und von geheimen Nachstellungen umlauert nur bei Sickingen, seinem edelmüthigen Freunde und Gönner, Sicherheit und Schutz fand. Damals hat er mehrere seiner Schriften, zunächst für Sickingen, ins Deutsche übertragen. In der Zueignung rühmt er die Treue und den Muth Sickingens, der sich nicht habe einschüchtern lassen, um auch die Hand von ihm abzuziehen. „Da mir“, schreibt Hutten weiter, „aus Grösse der Gefahr die Städte verschlossen gewest, hast du mir alsbald deine Häuser, die ich aus den und andern Ursachen *Herbergen der Gerechtigkeit* nennen mag, aufgethan und also die verjagte Wahrheit in den Schooss deiner Hülf empfangen und in den Armen deiner Beschirmung ganz kecklich gehalten.“ Er bezeichnet dann seinen mächtigen Gönner, nach dem Sprichwort, als „eine feste unerschütterliche Wand“, an die er sich gelehnt habe. Darüber hätten seine boshaften Feinde, die Curtisanen und Romanisten, die schon über ihn triumphirten, weil sie ihn verlassen gemeint, ihre Ueberhebung niedergelassen und seien kleines

Lauts worden. Doch auch abgesehen von den Verdiensten, die er sich um ihn erworben, habe Franz um seiner ritterlichen ehrlichen Thaten willen verdient, dass sein Name der Nachwelt zum ewigen Gedächtniss überliefert würde. „Denn“, fährt Hutten fort, „ohne Schmeichelei und Liebkosen zu reden, bist du es, der zu dieser Zeit, da Jedermann bedäucht, deutscher Adel habe etwas an Strengekeit der Gemüther abgenommen, sich dermassen erzeigt und bewiesen hat, dass man sehen mag, deutsch Blut sei noch nicht versiegt, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, dass Gott unserem Haupt, Kaiser Karlen, deiner tugendhaften unerschrockenen Muthsamkeit Erkenntniss eingebe, damit er dich, deiner Geschicklichkeit nach, in hohen trefflichen feinen Händeln, das römische Reich, oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath wie mit That brauche; denn alsdann würde die Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Führwahr, einen solchen Muth sollte man nicht ruhen, noch inner Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen.“ — Ueber den persönlichen Werth und die Bedeutung Sickingens spricht sich Hutten wiederholt mit den wärmsten Worten aus; so schreibt er an Erasmus: „Ich hoffe gewiss, dass Franz von Sickingen unserer Nation grosse Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an den Helden des Alterthums, was er nicht nachzuahmen sich bestrebt. Er ist weise, beredt, thatkräftig, und Alles was er spricht und thut, ist edel und gross. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!“

Von den übrigen Schützlingen und Freunden, welche sich um Sickingen zusammen fanden, erwähnen wir folgende Männer von Bedeutung:

Kaspar Aquila aus Augsburg, 1514 von Sickingen als Feldprediger berufen, war Erzieher seiner Söhne; später erhielt er auf Franzens Empfehlung die einträgliche Pfründe in Jengen bei Augsburg. Allein sein warmer Eifer für die Reformation

brachte ihn durch Spruch des Bischofs in Kerker und Fesseln; es gelang ihm indessen die Flucht zu ergreifen, und sein Herz wies ihm den Weg nach Eberburg, wo er mit grösster Freundlichkeit aufgenommen wurde, obgleich er damals nicht wie früher allein kam, sondern Weib und Kinder bei sich hatte. Dem gelehrten Manne übertrug nun Franz die weitere Ausbildung seines jüngsten Sohnes, Franz Conrad, mit welchem sich Aquila meistens in Landstuhl aufhielt. Erst kurz vor der Belagerung dieser Feste siedelte er mit seinem Zögling nach Eberburg über. Sämmtliche drei Brüder haben ihrem verehrten Lehrer stets ein dankbares Gedächtniss bewahrt und ihn in trüben Tagen, die ihm auch später nicht fehlten, nach besten Kräften unterstützt.

Johann Schwabel aus Pforzheim war der Religion halber vertrieben und hatte zu Eberburg schon 1521 eine Freistatt gefunden: später ist er der Reformator in den Zweibrücken'schen Landen geworden. Wie sein Sohn Heinrich, der die Briefe seines Vaters herausgegeben und diese Sammlung dem Enkel Franzens, Reinhard von Sickingen, zueignete, erzählt, ist seinem Vater durch Franz die Hochzeit auf Landstuhl ausgerichtet worden.

Ockolampadius, zu Weinsberg in Schwaben geb., war aus dem Brigittenkloster zu Altenmünster geflüchtet, im April 1522 zu Eberburg bereitwillig aufgenommen und als Schlosskaplan angestellt worden. Dasselbst nahm er in Uebereinstimmung mit Sickingen die ersten Umgestaltungen des Gottesdienstes vor und führte die deutsche Messe ein, nachdem er zur Vorbereitung der Gemeinde den Gegenstand in einer Predigt eingehend erörtert hatte.

Martin Bucer aus Schlettstadt war in den Dominikanerorden eingetreten, hatte dann 1516 mit Zustimmung seines Priors die Hochschule zu Heidelberg bezogen, um seine Studien fortzusetzen. Hier lernte er die neuen Ideen, welche die Zeit bewegten, genauer kennen und huldigte ihnen mit Be-

geisterung. Die Rückkehr ins Kloster konnte er nun nicht mehr suchen; sein Weg führte ihn zu Sickingen. Dieser hatte bald die besondere Begabung desselben erkannt und beabsichtigte, den gewandten, klugen Mann bei sich zu behalten; allein Bucer schlug die Anerbietungen Sickingens aus und entschloss sich, bei Pfalzgraf Friedrich, dem Bruder des Kurfürsten Ludwig, die Stelle des Hofkaplans anzunehmen. Als solcher schreibt er an Rhenanus im Mai 1521: „Wenn es Gott gefiele, Sickingen von der Gicht zu befreien, so hätten wir wenigstens einen Mann, der sein Leben an das Evangelium setzen würde. Es ist mehr Muth und männlicher Geist in diesem einzigen Ritter als in allen Fürsten zusammen genommen, und wenn Einer, so verdient er, dass alle gelehrte und edle Geister sein Lob verkündigen. Ich bin Kaplan bei Pfalzgraf Friedrich, an dessen Hofe Jedermann wenigstens mit dem Munde dem Evangelium huldigt; alle erheben Luther und halten grosse Stücke auf ihn, und auch der Fürst zeigt sich ihm sehr gewogen. Wenn ich das nicht gefunden hätte, so wäre das allerdings ein Tausch des Goldes gegen Erz gewesen, da Sickingen sammt seinen Söhnen auf die ehrenvollste Weise mich hielten und alle Bedürfnisse und jeglichen Unterhalt auf das freigebigste anboten.“ — Hutten war sehr ungehalten über Bucers Entschliessung und machte ihm darüber ernste Ausstellungen. In der That hatte Bucer auch bald Ursache den Schritt zu bereuen. Er klagte in einem Briefe an Hutten v. 4. Aug. 1521 bitter über die laxen Verhältnisse am Hofe des Pfalzgrafen und liess den Wunsch durchblicken, wieder zu Sickingen, dem bewährten edlen Gönner, zurückkehren zu dürfen. Darauf schrieb ihm Hutten aus dem Sickingen'schen Wildbad: „Das Wohlwollen Sickingens ist dir nicht verschlossen. Am Vorabende seines Abzugs von Ebernburg (als Kaiserlicher Feldherr gegen de la Mark und Frankreich) trug er mir ausdrücklich auf, dir zu wissen zu thun, dass er noch immer die alte gnädige und wohlwollende Gesinnung zu dir trage. Du

könntest, setzte er hinzu, wenn du wolltest, zu ihm auf eines seiner Schlösser kommen, und er wünsche: sobald als möglich . . . Im Falle du noch wünschtest zu Wittenberg oder sonstwo den Studien obzuliegen, so werde er die Kosten für ein Jahr dazu bestreiten. So ist derjenige gegen dich gesinnt, dem du fremde, unbekannte Leute vorgezogen, während du mit diesem Manne schon so gute Kundschaft hattest. Wenn du nicht so gehandelt hättest, wärest du jetzt Pfarrer zu Landstuhl. Denn das alte Gichtmännlein daselbst ist gestorben, und er hat nun den Burgkaplan dazu befördert.“

Durch diese tröstlichen Zusagen ermutigt, nahm Bucer im Mai 1522 seinen Abschied beim Pfalzgrafen und trat in Sickingens Dienste als Pfarrer der Stadt Landstuhl. Wahrscheinlich hat er sich hier mit Elisabeth Silbereisen, einer ehrbaren Jungfrau, die 7 Jahre Nonne gewesen, verhehlicht und wurde durch Herrn Nikolaus, der, wie es scheint, in seine frühere Stellung zurückgetreten war, getraut. Er wurde dann von Sickingen zu verschiedenen wichtigen Sendungen gebraucht, wozu er sich durch seine Treue und Gewandtheit besonders eignete.

Solche Männer, die nicht allein zu den gelehrtesten und geistvollsten ihrer Zeit gehörten, sondern auch charaktervoll waren und in ungeheuchelter Frömmigkeit bereit, für die Wahrheit Alles zu opfern, hatten sich um Sickingen, ihren hochherzigen Freund und Beschützer, zusammen gefunden. Ebernburg war damals nächst Wittenberg der glänzendste Lichtpunkt im Vaterlande.

Wie wir aus seinen Schriften entnehmen, erscheint Hutten im September 1520 auf der Ebernburg. Die Ruhe daselbst und die langen Winterabende, die sich nun bald einstellten, waren der Beschäftigung mit geistigen Angelegenheiten günstig. Wir haben schon oben erwähnt, wie Hutten, nach dem Briefe, den er am 9. Dez. 1520 von der Ebernburg an Luther schrieb, die winterliche Musse benutzte, um seinen Freund und Beschützer eingehender

mit den Schriften des Reformators bekannt zu machen. Gleich die ersten Proben, die er ihm vorgelesen und erläutert habe, schreibt er, hätten Sickingen lebhaft angezogen, bald sei er überzeugt gewesen und ganz für die Sache gewonnen. Seitdem habe ihm Hutten nach jeder Mahlzeit etwas von Luther oder auch aus seinen (Huttens) Werken vorlesen müssen. An diese Lectüre knüpften sich Gespräche, die in hohem Grade belebt waren, und zeigte sich dabei die Schärfe und sichere Auffassung Sickingens, der es trefflich verstand, das Empfangene zu verwerthen und mit der ihm eigenen Beredsamkeit in seiner Weise auszuführen. Nicht selten waren Gäste auf der Ebernburg anwesend. Männer wie Diether von Dalberg und der bibelfeste Hartmuth von Kronberg, der ältere, die dann in die Sache mit hineingezogen wurden. Die wichtigsten Fragen, welche das Wohl des Vaterlandes und der Kirche betrafen, wurden hier mit stets practischer Tendenz als brennende Lebensfragen erörtert.

Die Thätigkeit, welche Hutten in jenem Winter entfaltete, ist bewundernswürdig. Ein Bild davon und zugleich von dem geistigen Leben, wie es damals auf der Ebernburg blühte, gewinnen wir aus den Schriften, die Hutten daselbst geschrieben, und die grösstentheils in der von Sickingen unterhaltenen Druckerei gedruckt wurden*).

Von diesen Schriften erwähnen wir als besonders wichtig: Huttens Klagschreiben an König Karl**), welches durch Franz, als dieser den aus Spanien angekommenen König im October 1520 begrüßte, demselben persönlich überreicht wurde; ferner: das Send- oder Klagschreiben an die Deutschen aller Stände (Fürsten, Adel und Volk***) vom 28. Sept. 1520. Ausserdem

*) Ausführliche und genaue Mittheilungen giebt David Friedrich Strauss: Ulrich v. Hutten.

**) Carolo, Romanorum et Hispaniarum regi, U. de Hutten, eq. Germ.

***) Omnibus omnis ordinis ac status in Germania Prin-

schrieb Hutten eine Reihe von Sendschreiben und Briefen, theils an einzelne Fürsten, so an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen (Ebernburg, 11. Sept. 1520), an den Erzbischof Albert (unter dem 13. Sept.), theils an einflussreiche befreundete Männer aus dem Volke. — Zu Ebernburg fing Hutten an deutsch zu schreiben, um nicht bloss den Gelehrten, sondern auch den Rittern, die in ihrer Mehrzahl der lateinischen Sprache nicht kundig waren, und dem gemeinen Manne verständlich zu werden. Die erste deutsche Schrift, die er ausgehen liess, die gereimte Klage und Vermahnung gegen die unchristliche Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen, rief grosse Aufregung hervor, und schickte er dieselbe am 9. Dez. 1520 an Luther. Ferner erwähnen wir den geschichtlichen Abriss: Kurze Anzeig, wie allwegen sich die Päpste gegen den römischen Kaisern gehalten haben. Die lateinisch geschriebenen Gespräche übertrug Hutten ins Deutsche und widmete die Uebersetzung, die er (von Neujahr 1521) „in der Gerechtigkeit herbergen eilends gefertigt“, am 1. Jan. 1521 als Neujahrs-gabe „dem edeln, hochberühmten, starkmuthigen und ehrenvesten Franz von Sickingen, Kaiserlicher Majestät Rath, Diener und Hauptmann, seinem besonderen vertrauten und tröstlichen guten Freunde“. Aus der Widmung haben wir oben bereits Einiges angeführt und lassen hier noch den kernigen Schluss folgen: „Und wünsch dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche, sanfte Ruh, sondern grosse, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu Gut dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Dazu wöll dir Gott Glück, Heil und Wohlfahren verleihen.“ Während Hutten die ältern Dialoge ins Deutsche übertrug, liess er auch neue lateinische erscheinen:

cipibus, Nobilitati ac Plebeis, Ulrichus de Hutten Eques, Orator et Poeta laureatus S.

Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus, Monitor secundus. Praedones (Bulle oder Bullentödter. Warner I. Warner II. die Räuber.). Diese neuen Dialoge, in denen Franz von Sickingen mitredend und mit-handelnd eingeführt wird und zwar als die den Ausschlag gebende Person, die in Weisheit und Mässigung stets das Rechte trifft, sind unter dem 13. Jan. 1521 dem Pfalzgrafen Johann von Simmern, dem Vater des nachmaligen Kurfürsten Friedrich III., gewidmet.

Durch alle diese Schriften zieht sich ein sittlich ernster Geist, tiefe Empörung über die Verkommenheit unter den Anhängern der alten Zustände, eine durchweg ideale Auffassung der Verhältnisse, die neu geschaffen werden sollten, und muthige Hingebung für Freiheit und Macht des Vaterlandes, wie für die heilige Sache der Religion.

Vor dem Reichstage zu Worms hatte Sickingen seine Freunde, unter denen Hutten am meisten ungeduldig war, vor jeder Unternehmung zur Verwirklichung ihrer Ideen abgemahnt; er hatte nämlich noch immer einige Hoffnung, der Kaiser werde seine Rathschläge befolgen, die dahin zielten, durch Begünstigung der religiösen Bewegung die Freiheit des Vaterlandes von ausländischem Einfluss und seine Concentrirung unter einem mächtigen Oberhaupte zu verwirklichen.

Die Besorgniss vor einer Volksbewegung war unter den Fürsten damals allgemein verbreitet, und in der That fehlte es auch zu Worms nicht an öffentlichen Plakaten mit dem aufrührerischen Motto: „Bundschuh! Bundschuh!“ Dazu kam das Gerücht, 500 Ritter seien unter Sickingen oder Hutten zum Schutze Luthers verschworen. Wenn auch der Kaiser darauf scherzend erwiderte: „Jene 500 werden vielleicht zur Rache eben so rüstig da stehen, wie jene 300 Mucier, die nämlich einzig und allein in dem *einen* Mucius bestanden“, so lag ihm doch eine gültliche Erledigung der bedenklichen Sache sehr am Herzen, und er wünschte, dass, um grössere Aufregung zu

vermeiden, die Verhandlungen über die kirchliche Frage nicht in *Worms*, sondern *auf der Ebernburg* stattfinden möchten. Im Auftrage des Monarchen begab sich daher zur Einleitung dieses Vorhabens der Kaiserliche Beichtvater Glapio nach Ebernburg. Sickingen, Hutten und mehrere andere Freunde sassen dort eben zusammen, als er ankam. Obwohl einer der ärgsten Widersacher Luthers, fand er doch für angemessen, im Laufe des Gesprächs unter Andern zu gestehen: „Keiner unter all denjenigen, die Luthern so unversöhnlich verfolgten, könne es leugnen, dass nicht dieser Mann jüngst wieder allen Christen die Pforte erschlossen, durch welche man zum Verständniss der verborgensten Bedeutungen der Schrift eingehen möge.“ Als dann Hutten fragte, „worin denn eigentlich sein Vergehen bestehe, dass man trotz dieser grossen Verdienste so heftig ihn beschwert habe?“ erwiderte Glapio: „Ich sehe keines.“

Bald waren die Sachen so weit gediehen, dass Franz auf das Verlangen des Kaisers einging und Luthern, der bereits auf der Reise nach Worms begriffen war, seinen Gast Martin Bucer mit etlichen Reitern nach Oppenheim entgegen schickte, um ihm die schriftliche Einladung auf die Ebernburg einzuhändigen und dieselbe durch mündliche Darstellung der Gefahren, die ihm in Worms droheten, zu unterstützen. Allein Luther schlug die Einladung entschieden aus und gab dabei die berühmte Antwort: „Nicht nach Ebernburg, nach Worms bin ich beschieden, und wenn so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern wären, so müsste ich doch hinein.“ Diese für die weitere Entwicklung der Ereignisse schwer wiegende Entscheidung Luthers hatte zunächst die Absicht des Kaisers, die brennende Frage anderweitig zu erledigen, vereitelt. Gereizt darüber, wollte er den Mönch nun gar nicht hören, und wenn er schliesslich doch von diesem Vorhaben abging, so ist das, wie vielfach behauptet wird, den Bemühungen des Erzbischofs Albrecht zu danken gewesen, der seinerseits wieder durch

die Bitten und Drohungen seines Freundes Sickingen und vieler aus der Ritterschaft zu dieser Fürbitte gedrängt war.

Während des Reichstags unterhielten die beiden Ritter, Sickingen und Hutten, von Ebernburg aus einen lebhaften Verkehr mit Worms; sie waren über alle Vorgänge genau unterrichtet und erhielten auch von den geheimen Verhandlungen Kunde. Bald waren sie zu der Ueberzeugung gelangt, dass vom Kaiser für die Förderung ihrer grossartigen Pläne ebensowohl in politischer wie in religiöser Beziehung Nichts zu hoffen war. Obwohl kein Freund des Pfaffenthums und eifersüchtig auf alle Anmassungen der Fürsten wie auch des Papstes, wenn es sich um weltliche Dinge handelte, arbeitete der Kaiser doch dem Interesse des päpstlichen Stuhles in die Hände und beförderte wider Willen die Souveränität der Fürsten, indem er die Rathschläge Sickingens abwies. Er war kalt berechnend und für ideale Auffassungen nicht zugänglich; seine Politik war vorwiegend egoistisch. Uebrigens war er auch nicht in der Lage seinem Interesse als deutscher Kaiser und den Bedürfnissen deutscher Nation volle Rechnung zu tragen, weil er gehemmt war durch die Rücksicht auf Spanien und Italien. In der kirchlichen Bewegung sah er nur einen Geist des Aufruhrs und der Neuerungssucht, den er sich berufen fühlte zu unterdrücken. Er hatte keinen Glauben an die Macht, welche sich mit Ideen verbindet, sobald diese angefangen haben, die Gemüther zu bewegen. Durch das ganze Volk hindurch machte sich damals das Bedürfniss fühlbar, die ererbten Fesseln des Mittelalters abzuwerfen und die Gesellschaft auf der Grundlage höherer Freiheit von Neuem zu erbauen; allein der Kaiser, wie begabt er auch sonst war, hatte kein Verständniss für diese Richtung, noch viel weniger Neigung sich von ihr leiten zu lassen.

Hutten eröffnete nun auf literarischem Wege einen Feldzug wider das Papstthum und seine Anhänger. Zu dem Ende liess er, wie bereits erwähnt, von Ebernburg eine ganze Reihe

von Schriften ausgehen, welche die früheren an Entschiedenheit und Schärfe übertrafen und auf allen Seiten, freilich in verschiedener Weise, den tiefsten Eindruck machten. Die darin ausgesprochenen Ideen waren nicht willkürlich ausgesprochen, sie waren vielmehr der klare Ausdruck dessen, was im ganzen Volke, zumal in den Intelligenten und Edelmüthigen, mehr oder minder bewusst, als Bedürfniss, als Ahnung und Sehnsucht lebte. Die Hoffnung, welche auf den jungen Kaiser gerichtet war, hatte sich als verfehlt erwiesen. Das Volk sah sich daher nach einem andern Helfer um, und die gemeinsame Hoffnung richtete sich einmüthig auf keinen andern als auf *Franz von Sickingen*. Dieser ideale und zugleich thatkräftige Mann war seiner Seits nicht unvorbereitet darauf; er hatte es vielmehr schon längst in frommer, fast schwärmerischer Begeisterung als die ihm gestellte Lebensaufgabe betrachtet, den Bedürfnissen seiner Zeit sich zu widmen, und den gährenden Elementen, in denen religiöse und nationale Ideen innig mit einander verbunden waren, zum glücklichen Durchbruch zu verhelfen. Diese Bestrebungen waren zunächst durch die kirchliche Bewegung geweckt worden. In unmittelbarem Anschlusse hieran ist es daher zunächst darauf abgesehen gewesen, die hohen Prälaten und geistlichen Fürsten, welche den Bestrebungen der Zeit am meisten Gefahr drohend im Wege standen, zu beseitigen, dadurch dem Evangelium eine Oeffnung zu machen und die Reformation in ganz Deutschland durchzuführen. Hierin aber konnte nur die *eine* Seite des in Sickingen zur Reife gediehenen Planes liegen; selbstredend musste, nachdem einmal das Politische mit dem Religiösen zusammen gewirkt hatte, die Consequenz dahin führen, nach glücklichem Erfolg der ersten Unternehmung, nun den Kampf mit der ländesfürstlichen Aristokratie überhaupt aufzunehmen, die damals anfang sich zu erheben und auf den freien Mann, namentlich die Ritterschaft, einen vernichtenden Druck auszuüben. Mag dabei auch der Gedanke obgewaltet

haben, der Ritterschaft unter zeitgemässen Reformen die alte Geltung wieder zu verschaffen, so konnte doch hierin keinesweges das letzte Ziel der Bestrebungen liegen; vielmehr war es auf nichts Geringeres abgesehen als auf den völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und den Wiederaufbau der Gesellschaft auf neuer Grundlage. Die Kaiserliche Macht sollte wieder hergestellt werden und Deutschland politisch stark, kirchlich frei aus dem Gährungsprocess hervorgehen.

Franz von Sickingen musste nun darauf Bedacht nehmen, zur Ausführung des ungeheuren Planes seinen Arm zu stärken. Dabei dachte er wohl auch an das Volk überhaupt, in welchem die grösste Gährung vorhanden war, die auch wenige Jahre später ausgebrochen ist; näher lag ihm eine Verbindung mit den freien Bürgern der Reichsstädte, namentlich des schwäbischen Bundes; vor Allem aber suchte er seinen Stützpunkt in der Reichsritterschaft. Er veranlasste daher den Abschluss eines Ritterbundes und lud zu dem Ende die Ritter aus Schwaben, Franken und von dem Rheinstrom zum Convent in Landau ein, wo sie sich (im Anfang August 1522) auch zahlreich einfanden. Der Bund wurde auf 3 Jahre geschlossen, auf die heilige Schrift beschworen und Franz einstimmig zum Bundeshauptmann gewählt. Nach Aussen wurde als Zweck der Einung „Aufrechthaltung guter Polizei unter einander“ angegeben, in Wahrheit aber lag darin die Vorbereitung des Krieges wider die bestehenden Verhältnisse, wenn auch nur wenige Mitglieder in dies Geheimniss eingeweiht waren. Die Fürsten hatten indessen bald Kunde davon, und waren wenig darüber erbaut, wie denn auch die Flörsheimer Chronik in dieser Beziehung bemerkt, „Franz habe dadurch trefflichen Undank bei den Fürsten verdient, da die Sachen viel anders getheilt wurden, denn ihre Meinung möge gewesen sein.“ Durch das ganze Volk ging die Ahnung, dass durch Sickingen und Hutten bald grosse Dinge bevorständen, und es spricht sich nur die allgemeine Stimmung darin aus, wenn in jener Zeit Bucer an Sa-

gidus schreibt: „Unterdessen bete zum Herrn, dass er meinen Ritters (Sickingen und Hutten) beistehen möge, die in solchem Eifer für das Evangelium entflammt sind, dass sie mit Freuden für die Behauptung desselben Hab und Gut, Leib und Leben daran zu setzen bereit sind. Sie sind bis jetzt noch in solchem erfolgreichen Fortgang, dass, wenn der Herr sich von ihrem Vorhaben nicht etwa abwendet, so könnte die Tyrannei der Grossen gar wohl gestürzt werden. Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist eine grosse und allgemeine Umwandlung der Dinge vor der Thür, welche jene besorgten Rücksichtler nicht lange fragen wird, ob sie wollen oder nicht.“

Des hochherzigen Ritters letzte Unternehmungen und Ausgang.

Unter den hohen Prälaten, deren Demüthigung zunächst beabsichtigt war, ist der Erzbischof und Kurfürst zu Trier, Richard von Greiffenklau-Vollratz, nicht allein der mächtigste gewesen, sondern hat auch an Einsicht und Entschiedenheit die übrigen weit überragt. Mit richtigem Scharfblick hatte er schon längst die Gefahr durchschaut, welche den Fürsten durch Sickingens Bestrebungen drohte und bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich auch 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg, sich bitter dahin ausgesprochen „es sei zu viel von Franzen vorgenommen, jetzt eine Stadt, dann die andere, dann auch die Fürsten selbst anzugreifen; was zuletzt daraus werden sollte, wenn man solchen Sachen zusehe. Er sei der erste Kurfürst seines Geschlechts, er denke auch der letzte zu sein, aber die geborenen Kurfürsten und Fürsten sollten auf ihrer Hut sein; es wäre, falls man ihm hätte folgen wollen, mehr gegen den Unruhigen geschehen.“ Auch die kirchliche Bewegung hatte er von seinem Standpunkte aus richtig beurtheilt und dieselbe, soweit und wo er konnte, als unversöhn-

licher Feind bekämpft; er war empört über den Stumpsinn, in welchem so viele der hohen Prälaten solchen Bestrebungen gegenüber verharrten, in denen ihr Todesurtheil enthalten war. Endlich hatte Richard bei der Kaiserwahl mit rücksichtsloser Entschiedenheit gegen Karl und für den König Franz gewirkt und unterhielt noch fortwährend geheime Verbindungen mit Frankreich, wesshalb Sickingen, worin er sich freilich täuschte, sich für überzeugt hielt, der Kaiser werde den ihm feindlichen Kirchenfürsten seinem Schicksal überlassen.

Dieser gefährlichste unter allen Gegnern sollte zuerst bekämpft, gedemüthigt, vernichtet werden, um durch seine Bewältigung, wie Spalatinus sagt, „dem Evangelium eine Oeffnung zu machen. Die Freunde Sickingens, namentlich auch Schwager Flörsheim und Balt. Schlör, der seine Gründe auch schriftlich zusammenfasste und seinem Herrn überreichte, riethen entschieden von dem bedenklichen Unternehmen ab; allein alle ihre Bemühungen waren vergebens. — Es fehlte jetzt zur Befehdung nur noch der Vorwand, der indessen bald sich darbot.

Die beiden Ritter Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, welche mit Trier in Unfrieden gekommen waren, hatten in der Umgebung von Bernkastel zwei reiche trierische Männer, den Schultheiss von Zell, Richard von Senheim, und Jakob von Gröff, dessen Sohn Weihbischof in Trier war, niedergeworfen und zu Tann im Wasgau in Haft gehalten. Für die Freilassung derselben verlangten sie die hohe Summe von 5000 Goldgulden und ausserdem 150 Gulden für Atzung. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Endlich stellte sich den beiden Rittersn Sickingen als Bürge dar für die Gefangenen. Diese wurden hierauf von Tann nach Hohenburg gebracht und von da durch Sickingen entlassen gegen das eidliche Versprechen und den schriftlichen Revers, binnen 5 Wochen das genannte Lösegeld auf Ebernburg zu entrichten oder sich neuerdings

zur Haft zu stellen. In die Heimath zurückgekehrt, baten sie den Erzbischof um Rath und Beistand. Dieser erklärte ihr gegebenes Versprechen für nichtig und untersagte ihnen sogar die Entrichtung des Lösegeldes sowie die Gestellung zu fernerer Haft. Sickingen ersuchte den Erzbischof, die Wortbrüchigen zur Zahlung anzuhalten. Dieser gab eine abweisende Antwort und erklärte, die Sache sei vor dem Reichsregiment anhängig gemacht, dessen Entscheidung er nicht vorgreifen dürfe. Daraufhin liess Sickingen — „in einer unglücklichen Stunde“, wie die Flörsheimer Chronik sagt, — am Mittwoch nach Bartholmäi 1522 den Fehdebrief an den Kurfürsten Richard abgehen, worin er über Verletzung des Rechts sich beschwerte und ihm erklärte, dass er dieser und anderer Ursachen willen, durch die der Erzbischof wider Gott, den Kaiser und die Satzungen des Reichs gefrevelt, sich zum Kriege wider ihn veranlasst sehe.

Unterdessen hatte Sickingen sein Heer, 8—10,000 Mann Fussvolk und 2000 Reiter, — weitere Zuzüge, namentlich aus dem Braunschweigischen, standen noch in naher Aussicht — in der Gegend von Strassburg gesammelt und den Marsch angetreten. Seine nächste Umgebung als Stab des Heeres bildeten seine beiden Söhne Schweikard und Hans, zwei Grafen von Fürstenberg, die von Hohen-Geroldseck und von Eberstein. Ein sehr stark biblisch gefärbtes Manifest, anknüpfend an Judic. 7 „Dedit Dominus victoriam populo suo“, ging dem Zuge voraus. Rasch war das Trierische Gebiet erreicht. Fast ohne Widerstand fiel die Burg Blieskastel und das Heer rückte vor St. Wendel, wo Gerlach v. Isenburg, Heinr. v. Eltz, Bernhard von Longen, gen. Roben u. a. sich zu ernster Gegenwehr bereit zeigten, während der Stadt-Schultheiss sehr widerrieth, die Sache aufs Aeusserste kommen zu lassen. Nach dem dritten Sturm erfolgte die Uebergabe. Die gefangenen Ritter liess Franz in das erzbischöfliche Schloss, wo er sein Absteigequartier genommen, in Gegenwart seiner Obersten vor sich

führen und sprach sie mit den Worten an: „Edle Herren! ihr seid Gefangene und in meinem Gewahrsam. Eure Waffen und Rosse habt ihr eingebüsst: ihr habt jedoch einen Herrn, einen Fürsten, der, im Fall er das länger bleibt, reich genug sein wird, euch zu lösen. Sollte aber einst Franziscus, eingeführt in die Reihe der sieben Wahlherrn, mit dem kurfürstlichen Purpur bekleidet werden, so soll es nicht nur euer Schade nicht sein, sondern jener dürfte wohl jedem von euch, falls ihr seinen Fahnen folgen wollt, noch grössere Löhnungen bieten können.“

Die Nachricht von der Einnahme der Stadt St. Wendel verbreitete einen panischen Schrecken. Die Einwohner der um Trier liegenden Ortschaften flüchteten hinter die Mauern der Stadt. Schon befürchtete man hier Mangel; allein es gelang noch, eine Masse von Lebensmitteln, Schlachtvieh und Wein einzuführen, und der tröstliche Anblick dieser Zufuhr stärkte den Muth zum Widerstande.

Von St. Wendel richtete Franz seinen Marsch gen Tholey (Herrschaft Schaumburg). Ohne Schwertstreich wurde die Burg von dem Dompropst Johann von Metzenhausen*), einem spätern Nachfolger Richards, übergeben. Von hier stand der gerade, also der kürzeste Weg nach Trier offen; statt diesen einzuschlagen, wandte sich Sickingen, was ein grosser Fehler war, nach der Saar, hielt sich einige Zeit vor Saarburg auf, ohne die Uebergabe der Feste zu erreichen, und zog den Fluss abwärts nach der Conzer Brücke. Der dortige feste Thurm wurde nach erfolgter Uebergabe besetzt, und Sickingen entfaltete seine Fahnen im Angesicht der Stadt Trier.

Nur zwei Tage vorher hatte hier Richard, die vornehmsten

*) Die Stammburg der H. v. M. stand auf einem Hügel an den Quellen der Kyrbach, wurde aber schon im 14. Jahrh. zerstört. Das Geschlecht ist mit Carl Michael Emerich im J. 1750 erloschen.

Ritter des Landes und die von Köln zur Hülfe geschickten Reisigen im Gefolge, seinen Einzug gehalten. Die Energie, welche dieser Mann seit Uebergabe des Fehdebriefes entfaltete, ist bewundernswürdig. Vom Kaiser war er auf seinen Hülferuf zwar mit Mandaten, aber nicht mit Kriegsvolk unterstützt. Auch die Fürsten konnten für den Augenblick nur geringe Beihülfe leisten, und Albrecht von Mainz, der statt der erbetenen 100 gerüsteten Pferde eine ausweichende Antwort geschickt hatte, fand sich erst in Folge eines ernst gehaltenen Kaiserl. Mandates bewogen, seinem Collegen 200 Fussknechte zur Verfügung zu stellen. Richard war also hauptsächlich auf seine eigenen Mittel angewiesen. Die Contingente aus den Städten und Aemtern des Landes erhielten Befehl den Marsch nach Trier anzutreten. Dabei war Richard vom Glücke begünstigt. Denn Sickingen hatte den Fritz von Sombref in Eilmärschen nach der Mosel geschickt, um den zuziehenden Truppen-Abtheilungen den Weg zu versperren; allein dieser war in unverzeihlicher Pflichtvergessenheit auf eigene Faust in die Eifel eingefallen und hatte dem Feinde die Strassen offen gelassen.

Mit den in grösster Eile zusammengebrachten Streitkräften war Richard entschlossen, dem Andringen Sickingens Widerstand zu leisten, und hoffte mit Aufbietung aller Kräfte sich so lange halten zu können, bis ihm die sicher in Aussicht stehende Hülfe von Kurpfalz und Hessen, mit denen er einen Bund wider Sickingen gemacht hatte, Befreiung und Rache bringen würde. Das ist ihm auch gelungen.

In der Nacht nach seinem Einzug in Trier wollte sich Richard, von der Reise und den beständigen Aufregungen äusserst erschöpft, einige Stunden Ruhe gönnen; allein der besänftigende Schlaf wurde verscheucht durch schreckliche Bilder und grauenhafte Ahnungen, die den halb Wachenden und halb Schlafenden umgaukelten und seine fieberhafte Erregung der Art erhöhten, dass er Visionen hatte. Der Him-

melspfortner erschien ihm, begleitet von Maternus, dem ersten Bischofe zu Trier, und redete sehr tröstliche und ermuthigende Worte zu ihm. Als dann Petrus ihm den Friedenskuss aufdrückte, erwachte der Träumende, völlig gestärkt und ermuthigt. Natürlich verfehlte der Erzbischof nicht dies Wunder seiner Umgebung mitzuthemen und die Sache durch diese ins Volk zu bringen. Auf dem Markte hielt er, gelehnt an das heute noch dort stehende Kreuz, eine Ansprache an die versammelte Bürgerschaft und liess durch den Generalvikar eine zweite Rede verlesen, worauf Hanns v. Eltz im Namen der Edlen und Bürger dem Kurfürsten die Versicherung unverbrüchlicher Standhaftigkeit aussprach. Prozessionen und Bittgänge wurden veranstaltet, dabei fehlte es nicht an Wundern, durch welche das gemeine Volk in die grösste Aufregung versetzt wurde. Solcher Mittel bedurfte es auch; denn die Lage Richards war um so bedenklicher, als unter dem intelligenten Theile der Bevölkerung eine beträchtliche Partei war, welche, der neuen Zeitströmung huldigend, auf Sickingens Seite stand. Durch Drohungen und die grösste Wachsamkeit gelang es, diese heimlichen Feinde niederzuhalten.

Mit grösster Umsicht wurden die Anordnungen über die Vertheidigung getroffen. Während Sickingen schon im Anmarsch gegen die Stadt begriffen war, begab sich Richard unter dem Geläute aller Glocken, begleitet von einer Abtheilung Soldaten und einem grossen Volkshaufen, nach der Abtei Maximin, um die dort aufgehäuften Vorräthe zu vernichten. Da er selbst mit Hand an's Werk legte, bat ihn ein Landsknecht, von richtigem Gefühl geleitet, um seine Fackel mit den Worten: „das Brennen ziemt mir besser als einem Bischof“. Kaum war diese Expedition ausgeführt, als der Herold ankam und die Uebergabe der Stadt verlangte, worauf der Kirchenfürst erwiderte, „wenn Sickingen etwas von ihm wolle, so könne er ihn innerhalb der Mauern finden“.

Am folgenden Tage begann die Beschiessung und zwar

wurde der Angriff auf das Musthor gerichtet. Die Belagerten leisteten tapferen Widerstand, wagten sogar einen Ausfall, warfen die überraschten, meistens aus franz. Söldnern bestehenden Vorposten zurück, konnten aber nur *einen* Landsknecht als Gefangenen einbringen. Diesem wollte man das Leben schenken, wenn er sich von seinem Herrn lossagte; allein er erklärte darauf, lieber sterben zu wollen und Franzens Huld mitnehmen, worauf ihn einer der Umstehenden sofort niederstiess.

Von dem Angriff auf das Musthor ablassend, liess Franz hierauf sein Geschütz nach der verlassenen Abtei St. Maximin bringen. Gegen das von hier aus eröffnete Feuer bestanden die Schanzen der Belagerten schlecht, und die Stadtmauer zeigte bedeutende Verletzungen. Die Belagerten liessen indessen den Muth nicht sinken, die jungen Krieger wagten wiederholte Ausfälle, und den ganzen Tag hindurch wurde mit abwechselndem Glücke gekämpft. Während der Nacht liess Franz glühende Kugeln in die Stadt werfen, die bald zündeten. Das Feuer griff um sich; allein die Vorsichtsmassregeln waren für diesen Fall so gut getroffen, dass es gelang, über die Wuth des Elementes Herr zu werden. Zugleich wurden die Breschen der Mauern durch neue Wälle ersetzt.

Mehrere Briefe, welche Sickingen bald darauf mittelst abgeschossener Pfeile in die Stadt sendete, waren darauf berechnet, die Bürger über seine Absichten zu belehren und seine Partei zu einem Aufstande zu ermuthigen; allein sie waren in die Hände entschieden fürstlich Gesinnter gefallen und hatten daher nur dazu gedient, Oel ins Feuer zu giessen. Die Wachsamkeit wurde verdoppelt, und wie gut Richard unterrichtet war, zeigte er deutlich, indem er wiederholt bei der Tafel klagte, dass sich Verräther in seiner Umgebung befänden.

Unterdessen waren Abgesandte des Erzbischofs zu Köln, Herrmann von Wied, eingetroffen, um wo möglich den Frieden

zu vermitteln; die Unterhandlungen blieben jedoch erfolglos, da Richard nicht darauf eingehen wollte, an Sickingen als Preis des Abzugs 200,000 Dukaten zu zahlen.

Franz rüstete jetzt zum Entscheidungskampfe. Aus der Ebene liess er die Geschütze auf den Marsberg bringen, wo eine Erhöhung noch bis heutigen Tages im Volksmunde zur Erinnerung an die Drangsale jener Zeit „Franzens Knüppchen“ heisst. Die Beschiessung von dort aus begann mit den besten Erfolgen. Sobald sich hinreichende Bresche zeigte, wurde die Stürmung unternommen. Nun entwickelte sich ein furchtbarer Kampf, der die ganze Nacht hindurch dauerte, ohne jedoch für Sickingen den gewünschten Erfolg zu haben.

Der Widerstand war mächtiger, als man vorausgesetzt. Der Vorrath von Pulver fing an zur Neige zu gehen. Dazu kamen noch andere sehr bedenkliche Umstände. Die sicher erwarteten Zuzüge waren ausgeblieben; Landgraf Philipp von Hessen und der Pfalzgraf hatten ihnen den Durchmarsch verwehrt. Und nun traf auch noch die Nachricht ein, die Fürsten seien bereits im Anmarsch, um Trier zu entsetzen.

Unter so ungünstigen Umständen war Franz genöthigt die Belagerung aufzuheben. Am 14. Sept. fiel die letzte Kugel auf den erzbischöflichen Palast, und Sickingen trat der Mosel entlang über das Gebirge seinen Rückzug an. Richard, der nun vor den Thoren der Stadt ein Te Deum hatte singen können, folgte mit seiner Kriegsmacht dem abziehenden Feinde vorsichtig nach.

Die Fürsten hatten bisher die Rüstungen wider Sickingen sehr behutsam betrieben. Allein als dieser von Trier hatte abziehen müssen, war ihnen der Muth bedeutend gestiegen. Auch das Reichsregiment konnte jetzt nicht mehr umhin, entschiedener aufzutreten. Am 10. Oct. wurde die Acht und Aberacht über Sickingen ausgesprochen. Schon früher, während er noch vor Trier lag, hatte es an scharfen Mandaten nicht gefehlt. Unter Androhung schwerer Strafe war ihm

befohlen worden zu entwaffnen, dann wurden sämtliche Reichsstände zu beförderlicher Unterstützung des Kurfürsten von Trier aufgefordert. Dies Mandat wurde noch unserem Ritter besonders zugestellt, und als er es durchlesen hatte, lächelte er höhnisch und sagte zu seiner Umgebung: „Seht hier des Regiments alte Geigen; es mangelt ihm nicht an Verordnungen, wohl aber an Gehorchenden und Tänzern.“ Und in der That konnte man, selbst nachdem die Acht über Sickingen ausgesprochen war, keine Spur von einer allgemeinen Rüstung wider den Störer des Landfriedens wahrnehmen; auch dem Kaiser scheint es mit dem Zorn wider Sickingen nicht rechter Ernst gewesen zu sein. Der Handel hätte wieder wie einst unter Kaiser Maximilian eine gütliche Beilegung gefunden, wären nicht die Einungsfürsten, durch Richard in Aufregung erhalten, nunmehr fest entschlossen gewesen durch Verfolgung des gefährlichen Feindes der fürstlichen Macht und durch Vollstreckung der Reichsacht an ihm ihre vaterländische Gesinnung zu bethätigen.

Indessen auch jetzt wagten die Fürsten noch nicht, Sickingen selbst anzugreifen, der sich nach Ebernburg zurückgezogen hatte. Für den Winter begnügten sie sich damit, einen „reitenden Krieg“ wider ihn zu führen, indem sie nach Kreuznach, Sobernheim und Kaiserslautern je 100 Mann legten zum Streifen, um Sickingen die Verbindungen abzuschneiden und die Rüstungen zu erschweren. Dann unternahmen sie einen Kreuzzug wider seine Bundesgenossen und alle, die mit ihm zusammen hingen, um durch deren Vernichtung oder Demüthigung die Kraft des Starken zu lähmen.

Der Anfang wurde mit Hartmuth von Kronberg gemacht. Der edle Herr führte zwar die Vertheidigung seines zwischen Frankfurt und Königstein gelegenen Stammsitzes „strenglich und muthvoll“, musste aber der Uebermacht weichen. Noch rechtzeitig rettete er sich durch einen geheimen Gang und entfloh zu seinem Freunde. Hierauf wurden die Herren von Hutten

zu Salmünster, die von Friedberg in der Wetterau, dann im Rheingau die Boose von Waldeck und die Brömser von Rüdesheim überzogen und gebrandschatzt. Die pfälz. Geschlechter der Flörsheime und Gemmingen mussten es hart ergethen, dass man sich des Vorwandes gegen sie, sickingisch zu sein, bedienen konnte. Der pfälz. Marschall Joachim von Seckendorf brandschatzte alle ritterlichen Besitzungen, auch wenn die Herren derselben mit Sickingen in keiner Verbindung standen. Ein allgemeiner Sturm wüthete gegen das Ritterthum und gab den ersten nachdrücklichen Beweis von den Segnungen der aufstrebenden fürstlichen Macht. Endlich wurde auch der Erzbischof von Mainz als angeblicher Verbündeter Sickingens gedemüthigt und musste sich nach langem Widerstreben dazu verstehen, durch Zahlung von 25,000 Goldgulden die zürnenden Feinde zu versöhnen.

Das Reichsregiment, welches über diese Gewaltthaten ungehalten war und die Sachen überhaupt nicht so weit wollte kommen lassen, schickte Abgeordnete nach Heidelberg, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen; allein diese wohlgemeinten Bemühungen ohne Nachdruck scheiterten vollständig. Die Fürsten, welche entschlossen waren, sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, das freie Ritterthum, welches unter der Leitung Sickingens ihrer aufkeimenden Macht gefahrdrohend war, zu unterdrücken, führten eine sehr entschiedene Sprache, und beschuldigten das Regiment der Parteilichkeit. Allein während die Fürsten, welche es Sickingen zum grössten Vorwurfe machten, dass er sich selbst habe Recht sprechen und verschaffen wollten, derselben Willkür verfallen waren, vertrat das Reichsregiment den Standpunkt des Rechts und wollte, dass die Sachen wider Sickingen und wider die von den Fürsten vertriebenen Adelligen, Hartmuth von Kronberg, Frowin von Hutten u. a. von Reichswegen untersucht und entschieden werden sollten. In diesem Sinne hatten auch der Markgraf Phil. von Baden und der Pfalzgraf Johann von

Simmern ihre Vermittlung angeboten. Da indessen alle friedlichen Verhandlungen resultatlos blieben, musste es zum Kampf kommen, in welchem es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Entscheidung zwischen dem Partikularismus der Fürsten und der einheitlichen Reichsordnung.

Als Sickingen die Wetterwolken eines Krieges drohend aufsteigen sah, dessen Verlauf ihm zweifelhaft erscheinen musste, entliess er in dunkler Ahnung seines tragischen Ausganges die edlen Männer, die er beherbergte, und die ihm theuer waren, um sie nicht in sein Schicksal zu verwickeln. Im Nov. 1522 nahm Bucer den Wanderstab und fand zunächst in Weissenburg Aufnahme und Anstellung als Prediger. Oekolampadius ging nach Basel, wo er als Prediger und Professor der Theologie die früher von Capito begonnene Reformation fortführte. Auch Ulrich v. Hutten, der leidend war und nicht stark genug, um die Anstrengungen und Entbehrungen eines Krieges ertragen zu können, schied von seinem Freunde, der seine Gesinnung gegen ihn nie veränderte. Kurze Zeit hielt er sich in Schlettstadt auf, wo er Freunde fand, die sich seiner annahmen. Dann ging er, um sich der Verfolgung zu entziehen, nach Basel und traf daselbst gegen Ende November mit Oekolampadius zusammen; allein auch in der Schweiz konnte er, von seinem früheren Freunde Erasmus verfolgt, nirgends eine Ruhestätte finden, musste von Ort zu Ort wandern, bis er endlich auf der Insel Ufenau im Züricher See am 31. August 1523 seinen Leiden erlag.

Franz v. Sickingen rüstete mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und entwickelte während des Winters eine ungeheuer grosse Thätigkeit. Seine Burgen liess er in den besten Stand setzen und verstärkte sie mit neuer Mannschaft. Ganz besonders waren seine Bemühungen darauf gerichtet, die ihm treu gebliebenen Freunde zu sammeln und zu ermuthigen, womöglich sich auch neue zu gewinnen. Er erliess an den Adel Proclamationen und suchte durch seine Anhänger auf

die im Winter zu Erfurt versammelten Ritter einzuwirken; allein auch hier machte sich die allgemeine Entmuthigung bald bemerklich; es wurde viel geredet und wenig beschlossen.

Auch die Städte suchte er für sich zu gewinnen, unter denen namentlich Strassburg, das im höchsten Ansehen stand, ihm stets treu gesinnt war, und seine Pläne zu befördern suchte. Er liess zu seiner Rechtfertigung unter dem Titel: „Usschreiben und Verantwortung Francisci von Sickingen uf das wirklich Verklagen und unbillig Verunglimpfung seiner Widerwärtiger und Missgönner“ eine Schrift ausgehen, die er durch ganz Deutschland verbreitete und namentlich an die Städte überschickte. Diese weist er auf die Gefahren hin, welche ihnen ebenso wie den Rittern von den Fürsten droheten, und bittet sie, die schlimmen Folgen zu erwägen, welche für sie, ihre Kinder und Kindeskinde, ja selbst für die Wohlfahrt des Reiches im Allgemeinen eintreffen würden, wenn es seinen Feinden gelänge, ihn zu stürzen. — Schweikard von Sickingen, Dieterich Späth und Hartmuth von Kronberg durchzogen die deutschen Lande, um Werbungen zu machen, die jedoch durch die wohlberechneten Vorkehrungsmassregeln von Seiten der Fürsten und ganz besonders dadurch, dass der Schwäbische Bund entschlossen war, wider die Ritter mit den Fürsten gemeinschaftlich zu handeln, sehr erschwert und beeinträchtigt wurden.

Die Lage gestaltete sich unterdessen mit jedem Tage bedenklicher. Allein Sickingens Muth blieb ungebeugt; denn er glaubte, im Dienste der Wahrheit und der Wohlfahrt des Vaterlandes zu stehen, und war entschlossen, für seine Sache zu sterben. Dem Pfalzgrafen schickte er einen Fehdebrief, in welchem er noch einmal an die alten Verdienste seiner Familie erinnert und das Ungerechte des jetzigen Verfahrens hervorhebt. Noch immer trug ihn die Hoffnung, dass er bald durch mächtige ritterliche Hülfe aus ganz Deutschland in die Lage kommen werde, die Offensive zu ergreifen. Auch der

Gedanke an einen Volkaufstand lag ihm nicht fern. Dieser Aufstand ist allerdings nicht lange hernach erfolgt und „ging an“, wie Häusser in seiner Gesch. der rhein. Pfalz sagt, „sich zu einem Todeskampfe gegen die Grundlagen der damaligen socialen Welt zu erheben. Mit Sickingen vereint und von ihm oder Hutten geleitet, hätte daraus eine Revolution erwachsen müssen, wie sie kaum ein mittelalterlicher Staat in Europa gesehen hat. Man hatte eine solche Vereinigung auch gefürchtet, und zu dem entschiedenen Auftreten gegen Sickingen waren die Fürsten hauptsächlich durch die Erwägung vermocht worden, es könnte ein Bauernaufstand sich mit den revolutionären Tendenzen des Ritterthums in Verbindung setzen.“

Die Erwartungen Sickingens trafen nicht zu. Der Aufstand kam zu spät. Aus Städten und Burgen wurden zwar bedeutende Zufuhren an Lebensmitteln und Geschütz geleistet, auch stellte sich immer noch viel Kriegsvolk unter Sickingen's Fahne, allein die erwarteten ritterlichen Zuzüge blieben aus. Die Fürsten hatten zu dem Ende wirksame Vorkehrungen getroffen. Sickingen stand vereinzelt; der Kampf, der eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse im Gefolge haben sollte, schwand zu einer persönlichen Fehde in kleinem Kreise zusammen.

Der Krieg hatte mit einzelnen Streifzügen begonnen. Unterstützt durch Melchior von Rosenberg eroberte Sickingen die Feste Boxberg im Odenwald; allein vor der Festung Lützelstein scheiterte er. Bei den beständigen Streifzügen, welche die Fürstlichen hielten, um Sickingen die Verproviantirung seiner Festungen zu erschweren, gelang den Pfälzern ein Streich, der dem ohnehin bedröigten Ritter viel Kummer bereitete. Eines Tages ritt Hanns von Sickingen, Franzens zweiter Sohn, mit Augustin von Braunsberg, Hilchen von Lorch und einer Schaar Reisigen von Steinkallenfels nach Landstuhl. Der zu Kaiserslautern stationirte pfälzische Marschall W. von Habern,

der Kunde davon erhalten, überfiel die Sickingen'sehen, die sorglos und ohne Ordnung ihres Weges ritten, und brachte sie zum Weichen. Hanns, Hilchen von Lorch und Augustin von Braunsberg wurden gefangen, Hanns von Sickingen kämpfte mit ungemeiner Tapferkeit erst zu Ross, dann zu Fuss „also mannlichen, dass ihm der Schweiss (das Blut) über das Angesicht herabließ, und er nicht mehr wohl sehen konnte“. Endlich musste er sich dem Feinde ergeben, und wurde ihm ritterliches Gefängniß zugesichert. Auf sein Ehrenwort erhielt er das Zugeständniß, zuvor noch mit seinen Schicksalsgenossen nach Landstuhl zu gehen. Dasselbst fanden sie Franzen, „der des Unglücks schon berichtet war, und wiewohl ihm die Sache nicht gefiel, hielt er sich dennoch unerschrocken“. Seiner Wunden halber konnte sich Hanns nicht zum bestimmten Termin stellen, und wurde ihm ein anderer Tag festgesetzt, an dem er sich dann mit seinen Genossen einfand, um die Gefangenschaft anzutreten.

Mehr als alles Andere schmerzte den edlen Ritter das Unglück seines Sohnes, das er als böses Vorzeichen aufnahm. Er bot dem Feinde Unterhandlungen an und wollte sich einem Schiedsgericht unterwerfen; aber weit entfernt darauf einzugehen, fanden sich die Fürsten gerade hierdurch ermuthigt, die Sache durch einen raschen Schlag zur Entscheidung zu bringen.

Der Vereinbarung entsprechend sammelten die Fürsten ihre Heerhaufen bald nach Ostern bei Kreuznach. Zuerst kam hier der junge Landgraf, Phil. von Hessen, an, kampflustig und geschäftig, in der Tracht eines Landsknechts. Diesem folgte Erzbischof Richard, nicht im geistlichen Ornat, sondern im Elendskoller und Panzer. Kurfürst Ludwig, der an der Spitze seiner Kriegsmacht am 18. April von Heidelberg ausgerückt war, marschirte über Worms und hielt am 22. April nicht ohne Pomp seinen Einzug in Kreuznach. Die Kriegsvölker lagerten in der Stadt und deren Umgebung.

Wilhelm von Renenberg wurde zum obersten Feldhauptmann erkoren.

Mehrere Tage hindurch dauerten die Berathschlagungen über den Kriegsplan, bis man einig wurde, zuerst den Angriff auf Landstuhl zu richten, wo Sickingen selbst lag. Dieser hegte die Voraussetzung, die Fürsten würden sich zunächst an der Belagerung von Ebernburg, der berühmten Feste, aufhalten. Desselhalb war er nach Landstuhl gegangen mit der Absicht, von dort, so bald ritterliche Zuzüge eingetroffen wären, aufzubrechen, Ebernburg zu entsetzen und offensiv gegen den Feind vorzugehen. Allein den Fürsten war es vor Allem darum zu thun, der Person Sickingens, in welcher die grösste Gefahr für sie lag, habhaft zu werden, und sie hatten gute Kunde erhalten, dass er in Landstuhl sei. Um indessen die Meinung zu verbreiten, als sei es zunächst auf Ebernburg abgesehen, hielt man sich noch eine Zeit lang an der Nahe, und wurde nur der pfälzische Führer, Eberhard Schenk zu Erbach, mit je 100 Reisigen aus den drei fürstlichen Heeresabtheilungen, nebst etlichen Fähnlein Knechten und dem nöthigen Geschütz gen Landstuhl vorausgeschickt, damit Franz verhindert würde, von dort auszuziehen. Die Fürsten rückten dann auf verschiedenen Wegen langsam nach. Pfalzgraf Ludwig zog noch in Kaiserslautern eine ansehnliche Hilfsschaar an sich, welche sein Bruder Wolfgang und sein Neffe Otto Heinrich ihm zuführten. Des Kurfürsten Bruder, Pfalzgraf Friedrich, hatte auch Hilfe geschickt, blieb aber selbst in der Oberpfalz, um die Bewegungen der unruhigen fränkischen Ritterschaft, mit welcher Sickingen in Verbindung stand, im Schach zu halten.

Fast zu gleicher Zeit trafen die Fürsten vor Landstuhl zusammen. Als Sickingen die fortwährend anrückenden Haufen gewahrte, sagte er zu einem seiner Leute: „Das ist ein nicht gemein Berennen; der gewaltige Haufen wird nachdrucken“; er verlor aber den Muth nicht, sondern hoffte, bis zum Ein-

treffen des Entsatzes in der starken Feste sich behaupten zu können.

Keinen seiner vertrauten Kampfgenossen und Freunde hatte Sickingen in seiner Umgebung. Die Kronberg und Hutten waren mit ihren eigenen Angelegenheiten vollauf beschäftigt. Andere wie die Grafen von Zollern und die von Fürstenberg waren eingeschüchtert und hatten es nicht wagen dürfen, dem Freunde zuzuziehen. Von seinen Söhnen war Hanns in Gefangenschaft; Schwicker, der älteste, ein kraftvoller junger Mann von 23 Jahren, stand zu Steinkallenfels, voll Muth und Eifer, die ihm anvertraute Feste zu vertheidigen. Nur Franz Conrad, den jüngsten seiner Söhne, hatte Sickingen auf Landstuhl bei sich, und nun, da er die drohende Gefahr herannahen sah, lag es ihm am Herzen, den noch zarten Knaben ausserhalb der Feste in Sicherheit zu bringen. Er entliess ihn daher in Begleitung des treuen Schlör und unter Bedeckung von 40 Reitern, denen es gelang sich durchzuschlagen, obwohl ihnen um so mehr hart zugesetzt wurde, als man glaubte, Sickingen selbst befinde sich im Zuge. Seine Freunde hatten ihm dringend gerathen, sich anzuschliessen, da er draussen mehr nützen könne als drinnen; allein mit ehrenhafter Festigkeit wies er diese Rathschläge zurück; es wäre schimpflich für ihn, wenn er entflöhe und seine Diener allein in der Gefahr zurück liesse.

Die Belagerung begann. Etwa 5500 Fussknechte und 1000 Reisige, mit Geschütz und allem Nöthigen versehen, schlossen Landstuhl ein. Drei Schanzen wurden zur Beschiesung des Schlosses aufgeworfen; die eine auf dem Bergsattel östlich von dem Hauptthurm, 400 Schritt von demselben entfernt, die beiden andern vermuthlich am Abhange des Herrenberges in südlicher Richtung.

Den fürstlichen Vorposten liess Franz neckend sagen, er wolle ihnen von seiner Armuth etwas Brod und Wein mittheilen, falls sie abziehen wollten. Dieser Botschaft folgte

ein Ausfall, in welchem eine Schaar Reisiger mit ihrem Anführer Heinrich von Eltz gefangen genommen wurde; letzterer kaufte sich mit 600 Gulden los, die in die Burg geschickt wurden.

Nach diesem Vorfalle sandte Sickingen einen Knappen in das Lager und liess den Fürsten sagen, „er sei zwar Ihrer Kur- und Fürstlichen Gnaden nit also hoch erfreut, doch hätte er neue Mauern und sie neu Geschütz, das wollt er gern hören. Vor Trier hätt er sein Pulver und seine Kugeln mit Freuden verschossen und mit Unlust wieder abziehen müssen, er hoffe, es werde ihnen also geschehen.“ Darauf erwiderten die Fürsten, „er möge gemach thun, solle ihr Geschütz zu hören bekommen“. So geschah es auch.

Des Erzbischofs Richard Steckenpferd und wesentliches Studium war, wie ein katholischer Geschichtschreiber sagt, das Geschützwesen. Auf seine Stückgiesserei verwendete er ausserordentliche Summen und hatte eine Artillerie geschaffen, wie sie sich in damaliger Zeit nicht wieder fand; auch soll er bezüglich ihrer Anwendung eine wichtige Erfindung gemacht haben, die aber mit ihm wieder unterging. Die furchtbare Artillerie des geistlichen Herrn war vor Landstuhl geschafft und wurde der Art bedient, dass am ersten Tage (29. April) der Beschiessung über 600 Schüsse fielen. Der Hauptthurm der Feste, dessen Mauern 20 Fuss dick waren, sank in einem halben Tage in Trümmer; unter den bei seinem Einsturz aufwirbelnden Staubwolken war eine Weile die Feste Landstuhl gar nicht mehr zu sehen. „Nun wäre Franz gern herausgewest, aber es wahr ihm nicht mehr möglich.“ Am 2. Mai wurde ihm gemeldet, ein Stück Mauer von 24 Fuss Länge (wahrscheinlich auf der südlichen Seite) sei eingestürzt. Um sich den Schaden zu besehen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen, liess sich Franz, der wegen heftiger Schmerzen des Podagra's nicht allein gehen konnte, an Ort und Stelle führen. In demselben Augenblick traf in seiner

Nähe ein Schuss aus einer Nothschlinge einen Balken mit solcher Gewalt, dass ein Splitter davon in des Ritters Seite drang und eine Wunde schlug, durch die man „ihm Lung und Leber im Leibe sah“. Bewusstlos sank er zu Boden und wurde in diesem Zustande in die Stube getragen, die sein gewöhnliches Gemach war; aber auch dahin verfolgte ihn das mörderische Feuer, und man sah sich genöthigt, den schwer Verwundeten nach einem in den Felsen gehauenen Gewölbe zu bringen, das noch vorhanden ist. „Ich halt dafür“, äusserte er, „es sei einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, dass so sehr zu uns geschossen wird.“ Einige Tage später sprach er: „Solch unchristlich Schiessen hab' ich mein Tage noch nie erfahren.“

Während Sickingens Wunde durch den Arzt verbunden wurde, ergriff zwei Edelleute, die zugegen waren, der schreckliche Anblick so stark, dass sie leichenblass wurden und einer von ihnen zusammensank. Sickingen befahl hierauf dem Arzte, ihn gehen zu lassen, und gestattete nicht eher den Verband fertig zu machen, als bis seinen Waffenbrüdern wieder geholfen war.

Auch in dieser Lage noch hoffte der feste Mann auf eine glückliche Wendung, wie aus den beiden Briefen hervorgeht, die er am 2. und 3. Mai eigenhändig in Chiffren an seinen getreuen Schlör schrieb. In dem ersten erwähnt er beiläufig seine Verwundung mit den Worten: „Wiewoll mich die Stein ein wenig geschlagen, schatt' es mir doch nichts“. Dann sagt er, die feindlichen Geschosse hätten eine solche Zerstörung verursacht, wie er sie kaum nach 4 Wochen für möglich gehalten, aber seine Verluste seien verhältnissmässig gering, er hoffe, mit Gottes Hilfe sich zu halten; indessen sei es — und diesen Hüfleruf erhebt er in beiden Briefen — dringend nöthig, dass man mit einigem Volk heranziehe, um den Feind „aufzuschlagen“; das sei, wenn man am rechten Ort angreife, gar nicht schwer, man könne ihm noch das Geschütz abnehmen*).

*) Ulmann a. a. O. 374.

Noch vier Tage hielt er sich. Da er nun aber fühlte, wie sehr seine Kräfte schwanden, und da der Entsatz nicht eintreffen wollte, gab er es endlich auf und knüpfte Unterhandlungen an. Seine ersten Vorschläge wurden zurückgewiesen, weil freier Abzug für ihn und die Seinigen vorbehalten war, und es den Fürsten vor Allem daran lag, seiner Person habhaft zu werden. Endlich sagte er zu seinen Leuten: „Liebe Gesellen, was wollen wir machen. Ich hatte gestern wohl ein Anderes vorgenommen; gebts frei auf. Ich will nicht drei Tage der Fürsten Gefangener sein. Ich hab auch also viel guter Gefangener von Adel, die euch wohl ledigen werden.“ Dann liess er am 6. Mai den Fürsten sagen, „wollten sie ihn und die Seinigen in ritterlich Gefängniß annehmen und den Edelleuten gestatten sich zu lösen, dem gemeinen Kriegsvolk aber freien Abzug gewähren, so wollte er sich mit den Seinigen, die er auf dem Schloss hätte, gefangen geben und ihnen Landstuhl, wie es stünde, überantworten“.

Die Fürsten, welche auch auf diesen Vorschlag erst nicht eingehen wollten, liessen sich doch endlich durch die dringenden Fürbitten der Grafen und Ritter im Lager, die von dem Schicksal des ausserordentlichen Mannes gerührt waren, zur Einwilligung bestimmen. Als darauf Sickingen mit zitternder Hand den Vertrag unterzeichnet hatte, sagte er sichtlich bewegt zu seinen Leuten: „Wo sind nun meine Herren und Freunde, die mir viel zugesagt und wenig gehalten? Darum, Lieben, verlasse sich keiner auf gross Gut und der Menschen Vertröstung.“

Am folgenden Tage (7. Mai) früh kamen die Fürsten auf die Burg und traten in das durch Fackeln nothdürftig erleuchtete Fels-Gewölbe ein, wo der sterbende Held lag. Dieser konnte nicht mehr genau sehen und liess sich die Herren zeigen, die theilweise unedel genug waren, den besiegten Feind im Todeskampfe mit Vorwürfen zu quälen, auf die er indessen gefasst und entschieden antwortete. Als man ihm den Kur-

fürsten zeigte, begrüßte er ihn höflich, indem er mit der Linken sein Baret abnahm und versuchte sich aufzurichten. Darauf rief ihm derselbe zu: „Franz, bleib liegen und setz wieder auf“. Dem Erzbischof, der ihn hart anfuhr, erwiderte er auf dessen Anklagen: „Da wär' viel davon zu reden. Nichts ohn' Ursach: Hab jetzt mit einem grössern Herrn zu reden.“

Am wenigsten edelmüthig hat sich der Landgraf Philipp von Hessen, später der Grossmüthige genannt, bewiesen. Noch in Anwesenheit der übrigen machte er ihm wegen der früheren Befehdung Vorwürfe und erkundigte sich, wo er die Verschreibung habe, die ihm die Hessen gemacht, als er vor Darmstadt lag, worauf Franz erwiderte, er wisse es jetzt nicht zu berichten, glaube aber, sie werde zu Ebernburg sich vorfinden. Als die beiden Fürsten sich entfernten, blieb er noch eine Weile allein am Schmerzenslager Sickingens, oder — was wahrscheinlicher ist — ging später wieder dahin zurück, nicht um den mit dem Tode Ringenden zu trösten, sondern ihn über den Ort zu befragen, wo seine Baarschaft läge. In gerechtem Unwillen gab ihm Sickingen darauf die Antwort, „das wär' eine unziemliche Frage, auch könne man wohl achten, was er bei seiner Handlung, die er gehabt, für Baarschaft haben könne.“

Die Diener der Fürsten waren von edlern Gefühlen bewegt. Der pfälz. Oberhofmeister, Ludwig von Fleckenstein, redete freundlich mit Sickingen und suchte ihn zu trösten, worauf ihm dieser die bedeutsamen Worte äusserste: „Lieber Hofmeister! es ist um mich ein Geringes. Ich bin nicht der Hahn, darum man tanzt.“

Die Kriegsfürsten stiegen mit ihrem Gefolge, nachdem sie die Felsenhöhle verlassen hatten, auf einer noch erhaltenen Wendeltreppe hinauf in ein ebenfalls noch vorhandenes Gemach. Während sie hier an Sickingens Tisch Erfrischungen einnahmen und rathschlagten, was sie mit ihm machen sollten,

war (um Mittag) seine Todesstunde gekommen. Man fragte ihn, ob er beichten wollte, aber er verweigerte das und sagte, er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet, Herr Nikolaus, sein Kaplan, möchte ihm nur die Absolution sprechen und das Sakrament zeigen. Indem der Kaplan das that, verschied Franz. Sein Schwager, Philipp von Flörsheim, der dies berichtet, macht die Bemerkung dazu: „Und wie er in der Zeit seines Lebens sein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stunde seines Todes beibehalten.“ Als der Kaplan das Hinscheiden Sickingens den Fürsten meldete, betete jeder von ihnen ein Pater noster und Ave Maria.

Wegen seines Begräbnisses hatte Franz nichts Besonderes angeordnet, wohl aber früher geäußert, „er sterbe, an welchem Ort er wolle, da sollte man ihn auch begraben“. Dies Begräbniss wurde dann auch auf Anordnung der Fürsten sofort vollzogen, aber in einer Weise, die ihren feineren Gefühlen wenig Ehre macht. Durch einige Bauern und des Landgrafen Köche wurde der Leichnam in einen alten Kleider- oder Harnischkasten gelegt, der aber etwas zu kurz war, so dass Haupt und Kniee sich ihm bogen, darauf mit einem Seil den Berg hinabgeschleift, und unter Landstuhl in der Marienkapelle begraben, nicht viel über eine halbe Spanne unter der Erde. Ausser Reinhard von Neuenack und neun Rittern wohnte diesem Vorgang Niemand bei.

Die Nachricht vom Untergange Sickingens machte durch ganz Deutschland den mächtigsten Eindruck. Die Gegenpartei war einer drohenden Gefahr entronnen, athmete frei auf und jubilirte: Der Afterkaiser ist todt, auch mit dem Afterpapst wird es bald aus sein. Papst Hadrian erlies an den Erzbischof Richard mit Bezug auf die Beendigung der Sickingen'schen Unruhen ein verbindliches Schreiben. In demselben Masse fühlten sich im Vaterlande, unter dem Adel, in den Städten und im Volke die grosse Zahl derer, welche den neuen Ideen

huldigten und sowohl in politischer wie in religiöser Beziehung auf eine glückliche Umgestaltung der Verhältnisse hofften, gedrückt und niedergeschlagen. Der Fall Sickingens konnte ihnen nur als ein Unglück für die Nation erscheinen. Viele unter dem Volke wollten lange nicht an die Möglichkeit seines Todes glauben.

Aus diesen geschichtlichen Mittheilungen ergibt sich, dass die Grösse Sickingens nicht gerade in seinem Feldherrntalent, sondern in der idealen Richtung seines reich begabten Geistes und der damit verbundenen gleich grossen Willenskraft liegt. Von kleinen Verhältnissen anfangend, hat er sich stets nach dem Grössesten, was bei günstigen Umständen seiner Kraft erreichbar war, ausgestreckt. In seinen bedeutenden Unternehmungen hat er stets Alles eingesetzt. Was er als Wahrheit und Recht erkannt hatte, hing ihm nie zu hoch, um nicht auch seine Ausführung zu versuchen. Die politische und kirchliche Neugestaltung, die Einheit und innere Kräftigung Deutschlands war das hohe Ziel, das er anstrebte. Ist er in diesem Streben auch an der entgegengesetzten Zeitströmung zu Grunde gegangen; der Gedanke, den er zu verwirklichen strebte, ist nicht untergegangen. Franz v. Sickingen blieb gerade nach dieser Seite hin für einen grossen Theil des Volkes ein beliebter Held und in den trübsten Zeiten des Verfalls des Vaterlandes ein leuchtender Hoffungsstern.

Als im J. 1807 unter der Fremdherrschaft der Kanzler Dr. A. H. Niemeyer mit andern hervorragenden Männern Preussens als Geissel nach Paris deportirt wurde, kam er auf der Reise dorthin durch Landstuhl. Mit seinen Freunden und Schicksalsgenossen bestieg er daselbst die ehrwürdige Schlossruine und sah sich auch das Gewölbe an, wo Franz sein Leben ausgehaucht hatte. Am Fusse der Ruine schrieb der edle Mann und warme Freund des Vaterlandes damals folgende Strophen nieder und sandte sie nebst einigen am alten Gemäuer gebrochenen Blumen seinen Kindern:

Erhebe dich aus deiner stillen Gruft,
 Und schaue von den Trümmern deiner Burg
 Auf deines Deutschlands grosse Trümmer hin.

Beschwöre — eh' er ganz von uns entweicht,
 Den alten Geist, der dich zu Thaten trieb,
 Dich fest an *Hutten* band und *Götz* und *Luther*.

Erhebt euch, ihr Gewaltigen! Berührt
 Mit eurem Hauch, was uns noch übrig ist
 Von Hermanns Stamm, dem ihr entsprossen seid.

Mit Dank gegen Gott mögen wir bekennen, dass der Geist Sickingens, den der Dichter heraufbeschwört, in unsern Tagen wieder erschienen ist in einem ebenso seltenen Manne, dem es unter einem edlen Könige die Vorsehung hat gelingen lassen, die deutsche Nation der Erfüllung ihrer schönsten Hoffnung zuzuführen.

Die Kinder und Nachkommen des untergegangenen Helden.

Nach dem unverhofft raschen Erfolg vor Landstuhl, der mit dem Tode des gefürchteten Feindes verbunden war, zeigten sich die siegreichen Fürsten keineswegs grossmüthig. Was sie ferner unternommen haben, sieht fast aus wie Befriedigung der Rache. Wollen wir indessen ihrem Verfahren eine mildere Deutung geben, so sehen wir jedenfalls daraus, wie tief ihnen die Furcht vor Sickingen ins Gemüth gegangen war, so dass sie erst dann das Gefühl der Sicherheit wiedererlangen konnten, wenn auch die Söhne des gefürchteten Helden zerüttet waren.

Das vereinte Heer brach nach Besetzung der halb zerstörten Feste Landstuhl von dort auf und rückte der Reihe nach vor die minder festen Burgen, welche, wie die Hohenburg,

dem Sickingen zugehörten oder irgendwie mit ihm in engerem Verbande standen, wie die Ganerbenschlösser Drachenfels, Lützelburg bei Elsass-Zabern u. a. Da Sickingen's Schicksal dort schon bekannt war, wurden diese Bollwerke, die ohnehin gegen die Uebermacht der Fürsten nicht behauptet werden konnten, von den Befehlshabern freiwillig übergeben; darauf wurden sie ausgeplündert und eingeäschert.

Die *Ebernbürg* mit ihrem dreifachen Mauerring und ihren mächtigen Vorwerken war nun allein noch übrig. Diese Feste galt als unüberwindlich, und die Fürsten selbst scheinen sich nicht ohne Zögern zur Belagerung derselben entschlossen zu haben. Auf drei verschiedenen Wegen rückten sie mit ihren Heerhaufen heran und lagerten sich im Thalgrunde von Norheim bis zur Alsenz.

Am Pfingstmontag den 25. Mai wurde zu Kreuznach Kriegs Rath gehalten und beschlossen vorerst die Burg auffordern zu lassen. Zu dem Ende ist der Ehrenherold Caspar Sturm mit einem Trompeter vor das Schloss geritten; darauf kam der Schlosshauptmann Schenk Ernst von Trautenberg heraus. Als dieser den Ehrenhold angehört hatte, erwiederte er: „Man wird nit allhie zu Ebernbürg also Bösewichter finden, als man sie anderswo funden hat. Ich bin hie mit sammt dem Zobel und einem von Sombrefte (auch einem von Berlichingen), sammt etlichen mehr vom Adel und Kriegsleuten, haben das Schloss innen, das wollen wir dem Schweiker und jungen Franz Conraden von Sickingen auch behalten, so lang wir ein Ader regen können.“ Dann liess er sich verleiten, den Fürsten grobe Dinge sagen zu lassen, namentlich dem Erzbischof, der solle nach Trier gehen und seine Fladen weihen, der Landgraf sei ein junger trutziger Herr, den würden sie schon kriegen lehren. Mit diesen und andern unnützen Redensarten hatte er sich zu weit verstiegen.

Unterdessen waren die treuen Freunde der unglücklichen Familie nicht unthätig geblieben, sie sammelten sich um

Philipp von Flörsheim und hatten auch die Ansicht Schweikard's, des ältesten Sohnes, der nach Basel geflüchtet war, eingeholt. Bisher hatte eine Unterredung mit den Fürsten nicht zu Stande kommen können, jetzt aber, ehe die Belagerung der Ebernburg begann, wollten die Freunde von Neuem den Versuch machen, ob es möglich wäre, von der Grossmuth der Fürsten einige günstige Zugeständnisse zu erlangen. Am meisten Vertrauen setzte man noch auf Richard, den geistlichen Herrn. An diesen wurden Dieter von Dalberg und Ph. von Flörsheim als Abgeordnete gesendet.

Richard hatte eben jenseit der Alsenz, der Burg gegenüber, sich nach einem Orte umgesehen, wo er das Lager aufschlagen könnte, und ruhte nun, in eine Elenshaut gehüllt, unter dem Schatten eines Zeltens. So fanden ihn Dalberg und Flörsheim. Ersterer führte das Wort. Der geistliche Herr verschanzte sich hinter seinen Mitconsorten. Als aber Dalberg in ihn drang, fragte er, ob die Familie und namentlich Schweiker auch frei sei, für sich zu unterhandeln. Darauf versicherte Dalberg, Schweiker habe erklärt, er wisse von keinem Verbindniss, sei für seine Person ganz frei und gern erbötig, sich zu verständigen, wenn es mit Anstand geschehen könne, namentlich auch alle ehrlichen Gesellen, so seines Vaters wegen in diesen Krieg gekommen und darüber zum Theil das Ihrige verloren, zum Theil noch gefangen lägen, mit eingeschlossen würden; er fände es nicht ehrlich, dieselben nicht mit in den Vertrag einzubegreifen. „Ja, Ja“, fiel der Erzbischof ein, „das ist recht, was ich gerne gewusst hätte. Man hat einen Bund wider mich gemacht; es ist nur gut, dass ich es jetzt weiss.“ Die Verhandlungen zerschlugen sich, weil die Familie auf Bedingungen nicht eingehen wollte, welche die Ehre verletzten.

So begann die Belagerung. Der Bischof warf jenseit der Alsenz zwischen dem Rheingrafenstein und der Ebernburg seine Schanzen auf, die beiden andern Fürsten auf der entgegenge-

setzten Seite in der Nähe der Kirche, den beiden Porten des Schlosses und der Kapelle gegenüber. Während dieser Arbeiten wurden täglich von der Höhe neben dem Rheingrafenstein und vom Geiersfels (die Felsblöcke am Pfad auf den Rothenfels) aus mehrere Schüsse auf die Burg abgefeuert.

Als die erste Stückkugel vom Geiersfels einfiel, ersuchte ein Landsknecht, wie die Sage erzählt, den in der Nähe stehenden Aquila, der sich mit seinem Zögling Franz Conrad auf der Burg befand, die Kugel zu taufen, indem er den Aberglauben hatte, dann würde die Feste unüberwindlich. Aquila weigerte sich die Handlung, da sie eine gotteslästerliche sei, vorzunehmen. Der Landsknecht wurde wüthend, griff den Geistlichen, steckte ihn unter Beihülfe anderer Gesellen in einen Mörser und wollte ihn in die Luft schießen. Wie durch Schickung der Vorsehung versagte das Zündkraut zweimal, noch rechtzeitig eilte ein Anführer herbei und zog den Misshandelten an den Beinen heraus, der sofort aufsprang und rief: „Ich will sie dennoch nit täffen“.

Sobald die Schanzen fertig waren, wurde Montag den 1. Juni der Angriff begonnen. Wilhelm von Rennenberg führte die Oberleitung. Das Thal oder Dorf wurde erstürmt und theilweise geplündert; aber die Belagerten machten einen Ausfall, vertrieben die Eindringlinge und steckten die Häuser in Brand. Am Nachmittag wurde aus den Schanzen mit Trompeten und Pauken „fürstlich aufgeblasen“, darauf fing sämtliches Geschütz an gegen die Burg zu spielen. Dienstags trafen noch die beiden furchtbaren Stücke „der pfälzische Leu und die böse Else“ ein. Ununterbrochen wüthete das Feuer fort, bis am 5. Juni „die im Schloss nicht viel Hoffnung und Trost hatten, sondern dachten, wie sie ihr Leib und Leben erretten möchten“. Sie schickten einen Knaben ins feindliche Lager und baten um eine Unterredung. Diese wurde bewilligt und in dem verbrannten Dorfe abgehalten, blieb aber ohne Resultat. Am Abend desselben Tages ritt der Ehrenhold

mit einem Trompeter vor das Schloss und überbrachte einen Zettel, der an einem weissen Stabe befestigt war und die gestellten Bedingungen der Uebergabe enthielt. Am andern Morgen erschien der Ehrenhold abermals und verlangte Antwort mit dem Beifügen, wenn diese nicht bejahend ausfalle, möchten sie nur auf der Burg bleiben und ihr Bestes thun. Die Besatzung war entmuthigt, und die Uebergabe wurde zugesagt. Der Hauptmann Schenk Ernst hat sich hierauf nicht würdig benommen; die früheren trotzigen Reden glaubte er jetzt durch unnütze Kriecherei wieder gut machen zu müssen.

Die Besatzung erhielt freien Abzug, jedoch ohne Fähnlein, und jeder musste eidlich geloben, von der Burg Nichts mit zu nehmen, was er nicht als sein Eigenthum dorthin gebracht hatte.

Sonntags den 7. Juni wurde die Besitzergreifung vorgenommen. Jeder der drei Fürsten verordnete zehn vom Adel und einen Schreiber, welche die Handlung vollzogen und ein Verzeichniss sämmtlicher Gegenstände, die sich auf dem Schloss vorfanden, anfertigten. Die Beute war reich und wurde sofort vertheilt.

Es fanden sich an Waffen: Hauptstücke und Karthaunen 7, Nothschlangen 2, Falconette 3, Böller 8, eiserne Karthaune 1, eiserne Schlangen 2, kleine und grosse Böller 13, Haken 130, Handbüchsen 12. Unter den Kanonen waren zwei bemerkenswerth. Die eine, Nachtigall genannt, 13 $\frac{1}{2}$ Schuh lang und 70 Centn. schwer, zeigte ein Verzeichniss der Ahnen Franzens und Hedwigs, des alten Schutzpatrons St. Franziscus Bildniss und folgende Inschrift:

Die Nachtigall heiss ich,
Lieblich und schön ist mein Gesang,
Wem ich sing, dem wird die Zeit nicht lang,
Meister Stephan zu Frankfurt goss mich.

Die andere hiess „der Hahn“, war 11 Schuh lang und mit folgendem Spruch verziert:

Das wallt Gott,
 Meister Stephan zu Frankfurt goss mich;
 Ich heiss der Hahn,
 Im Lager bin ich allzeit voran.

Item fand sich an Kriegsbedürfniss und Mundvorrath: Pulver 5 Tonnen, Mehl 600, Korn und Hafer 200 Malter. Eine Fülle von Getränken, eingemachte Dinge und Alles im Ueberfluss, was nur immer zum Wohlleben gehört.

Item ein Credenz, die einem jeden grossen Fürsten wohl angestanden hätte. It. an Kleinodien, Ketten, Ringen, gülden und silbern Stück (das Silbergeschirr war besonders reich und kostbar; acht mit Inschrift versehene Becher waren vorhanden, die der Landgraf erhielt), Seidengewand, Kleidern, 10,000 Gulden werth. Item in der Kapelle ein Monstranz, anderthalb Ellen hoch, die Franz bei andern Kaufmannsgütern erhascht und in der Furcht Gottes angenommen und behalten. (Spalatin.) Item ein Kelch. Item ein Messgewand, zwei Levitenröcke, zwei Chorkappen, alle gülden gestickt. It. zwei rothe Messgewand. It. ein grün Messgewand mit einem schönen gulden Kreuz und erhobenen Bildern: ist fast köstlich. It. ein Täflein mit zwei Bildern von schönen Perlen, sonst allerlei Heiligtums.

Das Alles wurde getheilt. Nur *einen* Act der Grossmuth übten die Fürsten; sie verschmähten es, auch die Frauenkleider unter sich zu vertheilen, haben vielmehr „aus fürstlichem Gemüth und Gnaden verordnet, durch Diether von Dalberg den Frauen, Kindern und Jungfrauen ihre Kleider und Kleinod (wohl über 6000 Gulden an Werth) im Schloss zu besichtigen, in Verwahrung zu behalten und ihnen zu verschaffen“. Diese Garderobe enthielt „etliche und achtzig köstliche seidene Röcke, darunter seiden Schammlot das geringste, mit gesticktem Gold und Silberstück bestens verbrämt und zugerichtet, auch viel Ketten und schöner Kleinod, die wohl einem mächtigen Fürsten zu

tragen und anzuhaben ziemlich und allein Schweikards Weib gewesen“.

Als wichtiger Fund wurde auch die Archivkiste betrachtet, die eine grosse Menge Briefe von Päpsten, Kaisern, Königen, Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, von der Ritterschaft und den Städten und viele Verschreibungen (darunter auch die hessische), Missive und Verhandlungen enthielt. Dies Archiv wurde nach Heidelberg gebracht und drei Schreibern zur Untersuchung übergeben.

Nachdem das Schloss also gründlich und mit Ordnung ausgeplündert war, blieb noch übrig, die vorher beschlossene Zerstörung der berühmten Feste vorzunehmen, ein Werk, dessen Ausführung der Pfalzgraf Ludwig zu seinem besondern Vergnügen sich allein vorbehielt. Das Blei auf den Dächern hatte schon vorher ein trierischer Edelmann für 40 Gulden gekauft und schmeichelte sich, ein gutes Geschäft daran gemacht zu haben, indem es nach seiner Schätzung „600 Gulden würdig sei“. Darauf waren Donnerstags, den 11. Juni, die beiden Fürsten, Trier und Hessen, anheim gezogen. „Aber Pfalzgraf Ludwig ist im Läger geblieben, hat nach Mittag das Schloss lassen anstossen und verbrennen, und auf Freitag darnach ist sein Kurfürstlich Gnad aus dem Feld gerückt und anheim mit grossem Lob und Ehren gezogen.“

In dies Lob können wir nicht einstimmen. Als der Fürst sich am Anblick der brennenden Burg weidete und es ihm wohlthat, dass mit dem Fall dieses Bollwerks die Sickingensche Familie zerrüttet war, dachte er nicht an die grossen Verdienste, welche die Sickingen durch opferwillige Hingebung sich um das Kurhaus erworben, und gewiss nicht an die edelmüthige Treue, welche Franz demselben zu Insbruck erwiesen, da er für sich die Huld des Kaisers nicht annahm, als bis auch Kurpfalz einen gnädigen Kaiser wieder erlangt hatte. Nicht mit Unrecht wird daher von Manchen behauptet, Kurpfalz habe an Sickingen eine Judasrolle gespielt.

Noch im Lager vor Ebernburg hatten sich die Fürsten über die Theilung der Eroberungen auseinandergesetzt. Der Landgraf behielt Alles, was er sich auf der rechten Rheinseite bereits angeeignet hatte, auch Kronberg; der Pfalzgraf und der Erzbischof theilten sich in die linksrheinischen Eroberungen; die Württembergische Regierung zog Neuenburg und Wildbad ein. Die Kinder Sickingen's waren nun besitzlos, völlig verarmt. Hanns von Sickingen, der zu Germersheim in Haft lag, litt mit seinen Kampfgenossen bitteren Mangel, als ihm das Geld ausgegangen war, und der Wirth nicht weiter borgen wollte. Der älteste Sohn, Schweikard, lebte mit dem treuen Balthasar Schlör*) zu Basel in der Verbannung; der jüngste, Franz Conrad, wurde bei dem Bischof zu Besançon untergebracht.

Die Freunde des Hauses ermüdeten nicht; sie benutzten jede Gelegenheit, die Fürsten zur Milde zu stimmen. Als aufrichtiger Gönner zeigte sich auch der Erzherzog Ferdinand; dankbarer als Kurpfalz gedachte er der vielen getreuen, nützlichen und aufrichtigen Dienste, welche Franz von Sickingen Kaiserlicher Majestät und dem Hause Oesterreich geleistet. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, dass der Familie zunächst für die in Schwaben eingezogenen Besitzungen, Neuenburg und Wildbad, 24000 Gulden als Entschädigung ausgezahlt wurden.

Durch dies Beispiel der Gnade liessen sich indessen die Fürsten keineswegs zur Nachahmung reizen. Zwar haben verschiedene, auch von ihnen beschickte Unterredungen wegen Ausgleichung der Sache stattgefunden; aber die Bereitwilligkeit der Herren war sehr gering. Bei einer Besprechung, welche zu Brüssel gehalten wurde, schämten sie sich nicht, der Familie 4000 Gulden anzubieten mit dem Beifügen, Trier und

*) Dieser trat später in pfälzische Dienste mit dem Vorbehalt, nicht gegen die Nachkommen Franzens verwendet zu werden.

Speier wollten ausserdem Franz Conraden also versorgen, dass er auch ein Auskommen hätte. Ueber diese Knauserei empört, rief Herr Dieterich von Dalberg mit Thränen in den Augen: „Ich habe dem Kurfürsten von Trier und dem Landgrafen von Hessen nicht verübelt, dass sie also hart hielten. Aber das bekümmert mich, dass die Kurpfalz die Sache dahin miteln liess, und dass das ehrliche Geschlecht, welches so viele Jahre in den höchsten Aemtern, als Marschall und Hofmeister, gewesen, nun verstossen sein soll, da man es doch billiger mit Gold und Silber in's Land kaufen sollte.“

Endlich nahm sich der Kaiser der Unterdrückten an, der übrigens auch alle Ursache dazu hatte, indem er noch immer Franzens Schuldner war. Im Jahre 1539 veranlasste er eine Zusammenkunft sämmtlicher Parteien zu Frankfurt a. M. Hier trat Hanns von Sickingen als Anwalt auf für sich und seine Brüder, wie auch für Hartmuth von Kronberg, welcher ebenfalls seiner Besitzungen immer noch beraubt war. Indessen erst 1541 kam man dahin, sich zu verständigen. *Nach neunzehn Jahren*, und nachdem zu Trier der zweite Nachfolger Richards den Thron bestiegen hatte, wurde gemäss der am Tage nach St. Jacobs des Apostels Fest 1542 ausgestellten Urkunde *den Söhnen Sickingen's das väterliche Erbe wieder eingeräumt*, nämlich die 3 Festungen, *Ebernburg, Landstuhl und Hohenburg*, mit allem Zugehör unter dem Vorbehalte eines ewigen Oeffnungsrechtes.

In diesem Vertrag war auch die Bedingung enthalten, dass durch die nunmehrigen Inhalter der erwähnten Schlösser darin keine Befestigungen, sondern nur Gebäude zu „nottürftigen vnd zimlichen wohnungen“ errichtet werden dürften. Hier von standen jedoch wenige Jahre später die Fürsten ab, und mit Erlaubniss derselben haben die drei Brüder die zerstörten Burgen wieder aufgebaut.

Um diese Zeit liessen die drei Söhne ihrem Vater auf seinem Grabe ein etwa 4 M. hohes steinernes Standbild errichten, das

während der Revolution durch französische Soldaten stark verstümmelt wurde, aber in neuerer Zeit durch den Bildhauer Hornberger in Mannheim restaurirt worden ist, wobei demselben zur Herstellung des Kopfes das ächte Portrait Sickingens, welches sich zu Trier befindet, diente.

Schweikard von Sickingen auf Schallodenbach und Hohenkönigsburg — diese grossartige, prachtvolle Burg im Elsass war ihm durch König Ferdinand 1533 Hauptmanns- und Pfandweise um 13,000 Gulden übertragen worden — war zweimal verheirathet, hinterliess aber, als er 62 Jahre alt (1562) starb, keine männlichen Erben.

Hanns von Sickingen auf Ebernburg, Landstuhl und Sien, der tapferste unter den Brüdern, hat kein hohes Alter erreicht. Das Elend der Gefangenschaft, von der wir nicht wissen, wie lange sie dauerte, und zumal der Kummer über den Sturz des Hauses, dessen ganzen Stolz er in sich trug, hat bei dem feurigen Geiste, der von seinem Vater auf ihn übergegangen war, früh seine Kraft verzehrt; er starb als Amtmann zu Wolfstein, unvermählt, am 25. Jan. 1547. Die Ebernburg ging nun an Franz Conrad über.

Die Geschichte *Franz Conrads*, des jüngsten unter den Brüdern, der allein dauernde Nachkommenschaft hinterlassen hat, geben wir überblicklich, wie sie auf einer Tapete verzeichnet war, die sich noch am Anfang dieses Jahrhunderts zu Rüdesheim im Rheingau in dem der Familie gehörigen Schlosse vorfand. Auf dieser Tapete waren Franzens und seiner Gemahlin Stamm bäume bis zu den Urgrossvätern nebst den Wappen und einer Menge altdeutscher Zierrathe in verschiedenen Farben eingewirkt. In der Mitte stand Franz Conrad an eine Tafel gelehnt, in welche folgende Inschrift gewirkt war: „Franz Conrad von Sickingen ist, seines Alters im 19 Jar, an Keisers Caroli des Fünften Hoif kummen — mit ir Majestet Anno 1532 gen den Türken, fort in Italien vnd viber Meer in Hispanien, auch zum zweitemal, wolged. anno 1543

Pfalzgraue Ludwigs Churfl., gnant Fridmacher, Marschall, vnd anno 1545 Pfalzgraue Friedrichs Churfl. Vizthumb in der Oberpfalz, hernachen 1566, Keiser Maximiliani des Ander Reichshofrat worden — hat seinen fünf Sönen zur erlichs Gdechnus, dis Tuch wirken lasse. Anno 1569.“

Dauernde Nachkommenschaft haben drei Söhne des in den Reichsfreiherrnstand erhobenen Franz Conrad hinterlassen und sind Begründer von drei besondern Stämmen geworden, nämlich der *Sickingen zu Sickingen*, derer zu *Hohenburg* und derer zu *Eberburg*. Die Herrschaft Landstuhl war denen zu Sickingen und Hohenburg gemeinschaftlich.

Es darf als unzweifelhaft angesehen werden, dass nicht allein die Söhne des Ritters Franz, ungeachtet sie nach dem Sturz des Hauses vorwiegend unter katholischem Einfluss gestanden haben, sondern auch noch die nächsten Nachkommen derselben dem evangelischen Bekenntnisse treu geblieben sind. Dafür spricht ausser vorhandenen Urkunden auch das Aufblühen der evangelischen Gemeinden zu Eberburg und Landstuhl. Wir nehmen hiermit unsere früher ausgesprochene entgegengesetzte Ansicht zurück.

In der Linie zu Eberburg ist der Confessionswechsel in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges erfolgt. Der damals regierende Herr, Johann Schweikard († 1625), hat als Wittwer, nachdem seine Kinder aus erster Ehe früh gestorben waren, die katholische Maria Margaretha von Heddesdorf geheirathet, und diese hat nach dem Tode ihres Mannes ihre 9 Kinder in der katholischen Confession erzogen. Der älteste Sohn, Johann Arnold, der, 1612 geboren, bei dem Tode seines Vaters noch nicht 13 Jahre alt war, wurde dem geistlichen Stande bestimmt und war bereits mit einer Dompräbende zu Würzburg versorgt, als er 1630 resignirte und die Regierung der Herrschaft Eberburg antrat. In den ersten Jahren liess er seine Unterthanen, welche fast ausschliesslich dem evangelischen Bekenntnisse huldigten, unangefochten; allein später

bemühte er sich, die katholische Religion mit Gewalt in seiner Herrschaft einzuführen. Es ist fast unglaublich, mit welcher Härte er dabei verfahren hat, und in demselben Masse muss die Standhaftigkeit der Gemeinde und ihrer Vorsteher gerühmt werden. In Folge der dadurch hervorgerufenen fortwährenden Streitigkeiten geschah es, dass Johann Arnold bei einem Tumulte zu Ebernburg sein Leben durch einen Musketenschuss einbüßte.

Sein Sohn und die nachfolgenden Herren trieben es in derselben Weise fort. Auch im Uebrigen war das Regiment nicht besser. Durch unerschwingliche Auflagen und erzwungene Frohdienste wurden die Unterthanen grausam ausgezogen. Die völlig willkürliche Verwaltung war auf Ausbeutung der Unterthanen, die als Leibeigene angesehen und behandelt wurden, berechnet; mit der Rechtspflege stand es nicht besser. *)

Im Reunionskriege scheinen die Franzosen schon gleich anfangs die Ebernburg besetzt zu haben, da man sie für einen strategisch wichtigen Punkt hielt. Die Deutschen machten aus derselben Ursache Anstrengungen, sie wieder zu erobern. Zum ersten Male wurde sie im Sept. 1692 unter Anführung des Landgrafen von Hessen-Kassel belagert. Nachdem Laufgräben und Batterien angelegt waren, wurde am 27. Sept. das Schloss zur Uebergabe aufgefordert. Der Commandant schlug diese Forderung höflich ab und schickte dem commandirenden General einige Hasen, Rebhühner und Feldhühner nebst 20 Viertel Wein und liess sagen, er könnte auf Begehren noch mehr Lebensmittel aus dem Thale erhalten. Die Belagerung wurde hierauf betrieben, und das Schloss mit dem von Mainz

*) Wer ein Interesse hat, specieller diese Verhältnisse kennen zu lernen, findet Aufschluss in meiner Broschüre: Ritter Franz von Sickingen, seine Nachfolger und der Untergang seines Geschlechts. Kreuznach 1867. Bezüglich der Gemeinde Landstuhl verweisen wir auf M. L. Hollensteiner's „Franz v. Sickingen und die Gemeinde Landstuhl“.

dahin gebrachten groben Geschütz von der Erzengrube aus beschossen, wo ein Mörser aufgepflanzt war, aus welchem Bomben von 400 Pfd. Schwere in's Schloss geworfen wurden. Vom Rothenfels aus wurde gegen die Ringmauer operirt; als diese hinlängliche Bresche zeigte, wurde das Dorf, in welchem sich viel Frucht und Wein vorfand, erstürmt, und die Besatzung retirirte auf's Schloss. Die Belagerung war im besten Fortgang und bereits Alles zum Sturm gerüstet, als die Truppen durch den Commandanten von Heidelberg Befehl erhielten, den Rückzug anzutreten, indem ein bedeutendes französisches Heer von Germersheim und Landau aus zum Entsatz heranzog.

Dagegen hatte die zweite Belagerung im J. 1697 ebenfalls im September unter dem Oberbefehl des Herzogs von Württemberg, der mit einer Armee von 30,000 Mann bei Mainz über den Rhein gegangen war, einen bessern Erfolg. Sobald die erforderlichen Vorbereitungen getroffen waren, wurde die Festung am 12. Sept. eingeschlossen und von der Kirche wie auch vom Wingertsweg aus ununterbrochen beschossen. Am 17. Sept. haben hierauf 500 Grenadiere und 600 Musketiere Sturm gelaufen und nach heissem Kampf den Flecken erobert. Den Franzosen, die sich auf das Schloss zurückgezogen und tapferen Widerstand leisteten, wurde dann der Art zugesetzt, dass sie am 27. Sept. eine weisse Fahne aussteckten und nach kurzen Unterhandlungen unter Bewilligung freien Abzugs die Festung übergaben; 250 Mann stark mit 43 Verwundeten und 30 Bagagewagen zogen sie mit Unter- und Obergewehr, mit klingendem Spiel und mit Kugeln im Munde nach Kaiserslautern ab.

Die Ebernburg wurde nun von deutschen Truppen besetzt, und bald darauf erfolgte der Friedenschluss zu Ryswick. Als aber auf Grund desselben die Deutschen von den rechtsrheinischen Festungen, Philippsburg, Kehl, Freiburg im B. und Breisach, Besitz ergreifen wollten, erklärte der Gouverneur des Elsasses, Marquis d'Uxelles, diese Festungen könnten dem

Kaiser und Reich erst dann übergeben werden, wenn zuvor auf dem linken Rheinufer die Festung Ebernburg rasirt wäre. Obwohl im Friedensschluss nur gesagt war, die durch den König bei dem Ebernburger Schloss *neu angelegten Festungswerke* müssten geschleift werden, so ging man doch auf die Forderung ein, und Schloss Ebernburg wurde während des Sommers 1698 durch die Deutschen unter Leitung des Kaiserlichen Ingenieurs Fontana langsam, vorsichtig und gründlich demolirt.

Der Herr von Sickingen, Franz Friedrich, der nun ohne Wohnung war, richtete wiederholte Vorstellungen an den Reichsconvent zu Regensburg, „dass, weil er diese demolition *amore boni publici* hätte müssen geschehen lassen, man ihm zu Wiederaufbauung einer ihm höchst nöthigen Behausung eine zulängliche *satisfaction* und Ergötzlichkeit widerfahren lasse, oder etwan mit einem Reichslehn versehen möchte; massen er ja leider in einer mehr als bäurisch gleicher und sehr miserabln Wohnung sich aufzuhalten benöthigt wäre.“ Diese Gesuche wurden jedoch stets abschlägig beschieden.

Die Familie hatte während des Krieges sehr gelitten. Nach dem Friedensschluss mussten daher die Erpressungen verschärft werden. Ebenso wurden die Unterthanen des Glaubens wegen mit frischem Eifer gepeinigt, bis es endlich gelungen war, die evangelische Pfarrei zu Ebernburg zu zerstören, nicht aber die Gemeinde. Diese war eine Zeitlang ohne Geistlichen, bis 1711 die Verhältnisse durch einen Vertrag geregelt wurden. Nach demselben haben die Evangelischen sich dazu verstanden, die Pfarrbesoldung mit den Katholiken zu theilen, und wurden dafür durch die Ernennung eines ev.-lutherischen Pfarrers wiederum erfreut. Dieser erhielt jedoch seinen Amtssitz zu Feil, so dass seitdem Ebernburg Filial von dort geworden ist.

Der letzte der Sickingen zu Ebernburg war *Carl Ferdinand*, unter welchem das Regiment im alten Styl fortgeführt

wurde; in Erpressungen musste das Aeusserste gethan werden, da er zur Ausführung seiner Bauprojecte viel Geld brauchte. Derselbe liess nämlich um die Mitte des vor. Jahrh. oberhalb der Kirche ein prachtvolles Schloss, das sogen. Thalschloss, erbauen mit einem Garten dabei, der „ein schönes Ansehen“ hatte. Dies Schloss, von welchem noch Fundamente und Gewölbe vorhanden sind, wurde 1792 bei einer Retirade von den Franzosen niedergebrannt.

Als Carl Ferdinand im J. 1768 ohne männliche Leibeserben gestorben war, machten die Seitenverwandten desselben und die niederrhein. Ritterschaft wie auch Pfalz-Zweibrücken Kurpfalz gegenüber Ansprüche auf das Erbe geltend; die streitige Sache wurde dann 1771 durch Vergleich dahin entschieden, dass die *Herrschaft Ebernburg an die Lehnherrn Kurpfalz und Baden zurück fiel. Durch Umtausch mittelst Separatvertrags zwischen diesen beiden Häusern wurde die Herrschaft Ebernburg mit allen Zugehörungen an Kurpfalz abgetreten und darauf mit dem Oberamte Kreuznach vereinigt.*

Die damals noch blühenden Sickingen zu Sickingen und zu Hohenburg sind im J. 1773 durch Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäbische Grafencollegium eingeführt worden.

Nach der allgemein verbreiteten Ansicht war der 1760 geborne Graf Franz von Sickingen der letzte seines Geschlechts. Unter der Ungunst der Zeitverhältnisse, und da ihm, wie es scheint, jedes wirtschaftliche Talent abging, ist derselbe völlig verarmt. Die linksrhein. Besitzungen zu Landstuhl, Schallodenbach etc. verlor er in der französischen Revolution; später sah er sich genöthigt, seine beträchtlichen Güter in Böhmen zu veräussern, und im J. 1818 kam die Reihe auch an das Stammschloss Sickingen. Dem einst reichen Herrn war jetzt nur noch ein kleiner Bauernhof bei der Sauerburg in der Nähe von Lorch übrig geblieben.

Dort schlug Graf Franz seinen Sitz auf und lebte bei dem

Pächter. Beide standen im besten Einvernehmen, was auch des Bauers Nachtheil nicht war; denn sorglos liess der Graf auch das letzte Gut, das er noch besass, seinen Händen entwenden und übertrug dasselbe gegen geringe Anzahlungen als Eigenthum an den Pächter, der sich indessen dadurch erkenntlich zeigte, dass er auch ferner seinen hohen Gast wegen der Wohnung auf dem Gut in keiner Weise belästigte. Nun hatte Sickingen alle Besitzungen eingebüsst; nur eine durch die Nassauische Domänen-Verwaltung zu entrichtende Leibrente von 700 Gulden war ihm zu nothdürftigem Lebensunterhalt noch übrig, und der alte Adel, den er sehr hoch hielt. Eine einträgliche Hofstelle zu Wien, die ihm der Kaiser anbieten liess, schlug er aus mit dem Bemerken, die Sickingen seien älter als die Habsburger, ein Sickingen diene nicht, sondern lasse sich nur bedienen. Ungeachtet seiner ärmlichen Verhältnisse hielt Graf Franz doch stets seinen Geheimsecretär. Von diesem begleitet, machte er in abgetragenem Rock viele kleine Fusstouren im Lande umher und besuchte reiche Freunde aus alter Zeit. Er liess es sich dann gefallen und untersuchte die Sache nicht genauer, wenn ihm statt seines verschlissenen Rocks ein neuer hingelegt, oder beim Abschied unvermerkt ein Goldstück in die Hand gedrückt wurde. Uebrigens beobachtete der Graf in vornehmen Häusern feine gesellschaftliche Formen und soll angenehm in der Unterhaltung gewesen sein. Ueberall fand er eine rücksichtsvolle Behandlung; schon der Name, den er führte, gab ihm ein gewisses Ansehen, und auch der gemeine Mann grüsste ihn respectvoll. Mit der Zeit jedoch verfielen seine zerrütteten Verhältnisse die Wirkung nicht, er fing an zu verkommen, und seine äussere Erscheinung zeigte in den letzten Jahren seines Lebens eine fast abschreckende Verwilderung.

Im J. 1836 schlug endlich auch für Graf Franz die Stunde, da er vom irdischen Schauplatz abtrat. Die Bestattung seiner sterblichen Reste war prunklos. Der alte Bauer und der Se-

cretär folgten als die alleinigen näher stehenden Leidtragenden dem Sarg, der auf einem mit Kühen bespannten Karren nach dem Kirchhof des Dorfes Sauerthal gebracht wurde. So hat man den letzten aus dem edlen und ruhmreichen Geschlecht derer von Sickingen begraben. Nicht von einem nahe Gesippen, auch nicht von persönlichen Freunden, sondern von einem Unbekannten wurde ihm ein Denkstein auf seinem Grabe errichtet. Auf der vorderen Seite dieses Steins findet sich in goldenen Lettern der Name des daselbst Begrabenen und darüber das Wappen seines berühmten Geschlechts; auf der Rückseite stehen die Worte: „Er starb im Elende“; und auf dem Sockel liest man die Bemerkung: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte“*). Manche vermutheten, der Unbekannte sei König Ludwig von Baiern gewesen, andere nannten den Archivär Habel, er selbst bezeichnet sich als einen Freund der Geschichte, und folgen wir den Eindrücken, die wir empfangen haben, so bewegte ihn der erschütternde Gedanke an die zermalmende Wirkung der Geschichte, welche einzelne Geschlechter zu hohem Glanze emporhebt und sie wieder sinken lässt, wenn sie die Absichten nicht mehr fördern, welche die Vorsehung mit der Menschheit verfolgt. Die Nachwelt aber bewahrt dankbar die Erinnerung an edle Männer und Geschlechter, welche Grosses gewirkt, oder mit Aufopferung erstrebt haben, und überträgt gern etwas von ihrer Verehrung auch auf unbedeutende Nachkommen und deren Vorfahren und um des Namens willen, den sie führen. Der Name Sickingen hat und behält für uns einen guten Klang, der auch dann nicht ganz verschwindet, wenn ihn solche tragen, an denen wir Nichts von den Tugenden wahrnehmen, die ihren edlen Ahnherrn schmückten; ja, der Glanz, welcher den Ritter Franz von Sickingen umgibt, spiegelt sich auch heute noch an den Ruinen des Schlosses ab, in welchem er das Licht des

*) Dr. K. Rossel in Idstein.

Lebens erblickte, und es erfüllt sich an ihnen, was Hutten von der Ebernburg sagt:

Herberge der Gerechtigkeit will ich sie nennen,
Weil nur in ihr das freie Recht noch wohnt.
Im Lied soll sie die spät'ste Nachwelt kennen,
Und durch Unsterblichkeit sei ihr gelohnt*).

Anmerkung. Gewöhnlich wird angenommen, mit Graf Franz sei das Geschlecht derer von S. überhaupt erloschen; allein er war nur der letzte seines Stammes, der Sickingen zu Sickingen. Der Stamm der S. zu *Hohenburg* blüht heute noch in Oesterreich fort. Graf Wilhelm Joseph Xaverius starb 1855, und überleben ihn 7 Kinder; darunter die Söhne Joseph, geb. 7. Jan. 1833, und Franz, geb. 1. Sept. 1836.

*) In „Franz v. Sickingen. Eine hist. Tragödie von F. Lassalle“ richtet Hutten diese Worte an Franz v. S.

Lebensverhältnisse und es erfüllt sich an ihnen, was Hoffen
 von der Pflanzung sagt.
 Hieraus der Gedankengang will ich sie nennen.
 Was uns in ihr das freie Recht nachwies.
 Im Lied soll sie die edelste Nachwelt künden.
 Und durch Unerschlichkeit sei ihr Gebot.

Anmerkungen: Gedankengang wird angenommen, die erste
 Zeile ist das Gedächtnis der von 2. überlieferte
 Edition ist wie die letzte. Ganzes, der Gedankengang
 ist dasselbe. Die Zeile der 2. an Lösung ist keine
 neue in Gedächtnis der 1. und Wilhelm Joseph Kayser
 1860, und überlieferte in 7. Ausgabe; danach die zweite
 Ausgabe, 1. und 2. Ausgabe, 1863, und 1. Ausgabe, 1866.

1. In Franz v. Böhmen. Hier hat Gedächtnis
 Gedächtnis, findet Hatten diese Worte an Franz v.



859/36

1,45

B.
B



859/36

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Brown	Light Gray
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Brown	Black

B
E

B. VENNEMEYER
BUCHBINDEREI

